Höllenmarsch der Volksdeutschen in Polen.



Nach ärztlichen Dokumenten zusammengestellt
von Dr. Hans Hartmann.

Verlag Neues Volk, Berlin / Wien

Scriptorium dankt Herrn F. Z. für
seine großzügige **Spende dieses Buches**
zwecks **Digitalisierung auf unserer Netzseite**!
Druckversion 2016 gesetzt vom Hilfsbibliothekar.
Alle externen Verweise im Text führen zu den Quellen im Netz.

Inhalt:

Ein einmaliger Vorgang in der Weltgeschichte



Übersichtskarte der in dieser Schrift erwähnten Orte. [Vergrößern]

Tiefstes menschliches Leid tritt vor unsere Augen, wenn wir das in den folgenden Blättern niedergelegte Geschehen auf uns wirken lassen.

Jeder Satz wird zu einer Anklage! Jeder Satz offenbart uns die Gesinnung und die Schandtat jener Menschen, die den Namen Mensch nicht mehr verdienen und für die auch der Name polnisches "Volk" zu schade ist.

Aufwühlend, aufrüttelnd ist das alles, was wir da lesen. Sollten wir nicht lieber hinwegsehen und das Gewesene mit dem Mantel ewigen Vergessens zudecken? Sollen die gemordeten und gequälten Volksdeutschen, die da in der bislang polnischen und jetzt wieder deutschen Erde ruhen, nicht die Geheimnisse ihrer Qual und ihrer Leiden mit ins Grab nehmen?

Nein, nein und wieder nein! Daß so etwas möglich war, daß Lebewesen, die so etwas wie Menschenantlitz trugen, fähig waren zur sadistischen Marter gegen Leib und Seele Tausender, Zehntausender von Volksdeutschen - das darf nicht vergessen sein!

Der trete vor, der es danach noch wagt, die Polen in Schutz zu nehmen und **die englisch-französische Politik** zu verteidigen, die für diese Unmenschen ins Feld zog und dem deutschen Volke den Garaus machen will, während dies sogenannte polnische "Volk" seine Unfähigkeit zum eigenständigen Leben nicht nur seit 20, nein, seit 200 oder 2000 Jahren immer wieder bewiesen, sondern jetzt endgültig unter Beweis gestellt hat für alle, die noch empfinden können, für alle, die sich noch einen Rest von Anstand, Ehrlichkeit und Zorn gegen alles Untermenschliche bewahrt haben.

Unter diesen feiner Empfindenden in aller Welt werden nicht zuletzt Tausende von Ärzten aller Länder und Völker sein, die sich in den folgenden Blättern überzeugen können, was wirklich geschehen ist, und die dann nicht ruhen und rasten werden, bis überall, bis zum letzten Hindu oder Australier, bekannt wird, **warum** dieser Krieg geführt wird!

Ein Volk hat seine eigenen Staatsbürger zusammengetrieben, zu immer größeren Scharen und Gruppen zusammengestellt, die Schergen dieses Staates haben es vor sich her gestoßen und hatten dabei das eine Ziel: die Volksdeutschen möglichst auszurotten, das hieß also, möglichst viele von ihnen zu ermorden und denen, die sie leben ließen, zu zeigen, daß ihr Leben stets an einem Faden hing, daß sie selbst, die Minderwertigen, versuchten, einen Staat, der doch ein Hirngespinst war, aufzubauen, und daß die gemeine, brutale Macht, das Bajonett, der Gewehrkolben, die Kugel, ihre einzig wirksamen Waffen seien.

Dieses einmalige Ereignis der Weltgeschichte konnte sich nur in einem absteigenden, seiner selbst im Tiefsten ungewissen Volke abspielen, in einem Volke, das sich selbst ausgelöscht hat aus der

Gemeinschaft derer, die den Namen eines "Volkes" verdienen. Mit ehernem Griffel sind die Untaten, die die Polen den Volksdeutschen zugefügt haben, in die Tafeln der Geschichte eingetragen. Einer der bekanntesten Teilnehmer an einem der gewaltsamen und grausamen Märsche der Volksdeutschen durch Polen, Hauptschriftleiter Starke aus Bromberg, hat geäußert: "Niemandem ist es gegeben, eine allgemeingültige Darstellung jener Schreckenswanderung in der ersten Septemberwoche zu liefern." Ob ein Teilnehmer an dem durch Gewalttaten, Entwürdigungen, Hunger, Durst und Schmerzen gekennzeichneten Marsch zum großen Dichter berufen sein wird, ob dieser Dichter die Odyssee dieses Marsches schreiben wird, ist fraglich. Was die anderen tun können, ist dies: Bausteine zusammentragen, damit weder die Mitlebenden noch die späteren Geschlechter vergessen, was in diesem Jahr der größten Nöte 1939 geschah, welcher Leiden Menschen um ihres Deutschtums willen fähig sind, aber auch welcher Verworfenheit und Niedertracht Untermenschen mit fanatischem, angeborenem Haß gegen Name und Art alles Deutschen sich schuldig machen konnten. Denn das sei gleich zu Anfang festgehalten, und unsere Berichte werden es bestätigen: Es ist keineswegs so, daß diese polnischen Offiziere und Soldaten, diese Polizisten und vor allem die polnischen, meist halbwüchsigen Horden der Strzelce (Schützen), die POWiaken, die Haller-Schützen - wir werden sie noch kennenlernen - erst künstlich aufgehetzt wurden. Mag die polnische Regierung durch ihre Geheimbefehle, durch den Rundfunk und durch die Presse noch so viel zur Aufhetzung beigetragen haben, mögen selbst Priester ihre Gläubigen gegen die Deutschen fanatisiert haben, mag die Intelligenz in ihrer Literatur, in ihren Dramen und wo immer die Massen gegen die Volksdeutschen und alles Deutsche überhaupt aufgehetzt haben - so viel Schandtat, so viel Grausamkeit wäre damit allein nicht aus ihnen herauszulocken gewesen. Das war nur möglich, weil abgrundtiefer, durch nichts zu erklärender, elementarer, einer Sturmflut gleichender Haß in den sogenannten Seelen dieser Menschen wohnte und wütete.

Dieser erstmalige und hoffentlich für alle Zeiten einmalige geschichtliche Vorgang des Marsches Tausender von unschuldigen Volksdeutschen durch die polnischen Ebenen kann von verschiedenen Blickpunkten aus aufgenommen werden. In den folgenden Blättern steht alles das in vorderster Linie, was **Ärzte erlebt** und zur Deutung des Geschehens beigetragen haben oder das, was fachlich in erster Linie **vom Arzt beurteilt** werden kann. Ärzte sind gewohnt, die Wirklichkeit nüchtern und sachlich anzusehen; denn gegen Bakterien und Erschöpfungszustände, gegen Herzschwäche oder Fußwunden helfen nicht gefühlvolle Auslassungen, sondern nur die jeweils ärztlich angebrachten Mittel. Nur Ärzte können an den Toten feststellen, welchen Mißhandlungen sie wirklich ausgesetzt waren. Darum sind die volksdeutschen und reichsdeutschen Ärzte und Pathologen, die in diesen Blättern zu uns sprechen werden, gegenüber dem Inland und dem gesamten Ausland die wohl unverdächtigsten Zeugen für das, was wirklich geschehen ist. Sie allein waren vielleicht fähig, wenn andere schon in Fieberphantasien und Durstdelirien Ereignisse übersteigert und übertrieben ansahen, doch den wirklichen Kern des Geschehens festzuhalten. Und darum darf sich der Geschichtsschreiber auf sie besonders verlassen. **Ärztliche Dokumente**, wie sie die Grundlage für unsere Schilderung der Leidensmärsche Volksdeutscher bilden, gelten aber nicht nur für das, was die Ärzte selbst auf dem Marsch gesehen und in der Erinnerung festgehalten haben und durch helfendes Eingreifen zu lindern versuchten, sondern zu ihnen gehören auch die zahlreichen Sektionsbefunde und -protokolle, die in wochenlanger Arbeit insbesondere von Pathologen der Wehrmacht einer erschütterten Nachwelt aufbewahrt wurden. Wenn Ärzte feststellen, daß die Polen sich in wilden, unnötigen, grausamen Mißhandlungen austobten, wo ein Schuß genügt hätte, so sind das Feststellungen, gegen die niemand, weder im Inlande noch im Auslande, Einwände zu erheben sich getrauen wird. Darum müssen diese ärztlichen Dokumente allen Völkern zeigen, was für ein Staat dieses Polen eigentlich gewesen ist, und welche Schuld die Schöpfer dieses Staates **und insbesondere England** auf sich geladen haben, das ihn zur ständigen Verhöhnung und Verunglimpfung Großdeutschlands und zuletzt sogar zum aktiven Angriff aufgefordert hat.

Einer der Züge aus dem Warthegau, geschildert vom Arzt Dr. Weise

Der volksdeutsche Arzt Dr. Robert Weise in Posen, Buddestraße 19, hat seine Erinnerungen über den Leidensweg der Volksdeutschen, die von Posen und dem Warthegau aus nach Osten marschieren mußten, in folgenden Zeilen niedergelegt:

»Wir klagen an!
Vom Leidensmarsch eines volksdeutschen Arztes in Polen

Am 1. September 1939 gab der polnische Rundfunk am vormittag wiederholt folgenden Befehl durch: "Deutsche, Tschechen, Böhmen - Befehl Nr.... ausführen!" Auf Grund mehrfacher früherer polnischer Presseäußerungen, die in hetzerischer Weise uns Volksdeutsche als Spione, Agenten und Saboteure zugunsten reichsdeutscher Stellen hinstellten, und auf Grund der Flüsterpropaganda von polnischer Seite, die uns natürlich nicht unbekannt geblieben war, fürchteten wir Deutsche hier sofort, daß mit obigem Befehl unheilschwere Folgen für uns verbunden sein würden. Seit Monaten hörte man nämlich, daß alle deutschen Männer im Falle kriegerischer Verwicklungen mit dem Dritten Reich verhaftet werden würden, um nach **Bereza Kartuska, einem berüchtigten Konzentrationslager weit hinter Warschau**, verschleppt zu werden. Unsere Befürchtung hat uns leider nicht getäuscht! Schlagartig setzten am 1. September in ganz Polen die Verhaftungen von Tausenden deutscher Volksgenossen aus allen Schichten der Bevölkerung ein. Daß diese gemeine Maßnahme von der Regierung von langer Hand vorbereitet worden war und einen Teil ihres sogenannten "Verteidigungsplanes" bildete, erhellt die Tatsache, daß auf der Liste der zu Verhaftenden Namen von Leuten standen, die schon vor längerer Zeit ausgewandert, verreist oder sogar verstorben waren. –

Ich selbst wurde am ersten Kriegstage, abends gegen 8 Uhr, als ich gerade aus dem Krankenhaus kam, wo ich Verwundete versorgt hatte, nach vorhergehender kurzer Haussuchung in meiner Wohnung verhaftet und mit einer Reihe anderer Volksgenossen vom Polizeirevier ins Polizeipräsidium gebracht. Man erlaubte mir nicht, trotz meiner wiederholten Anfrage, einen für alle Fälle fertiggepackten Rucksack mit den notwendigsten Wäsche- und Kleidungsstücken und eisernem Proviant mitzunehmen, so daß ich im leichtesten Sommeranzug und dünnem Regenmantel, so wie ich aus dem Krankenhause kam, die Fahrt in ein ungewisses Schicksal antreten mußte. Im Polizeipräsidium hatte man im Verlauf der ersten 24 Stunden seit Kriegsbeginn Hunderte verhafteter Deutschen aus der Stadt Posen gesammelt, denen das gleiche Los wie mir beschieden war: verhaftet und dann verschleppt zu werden, nur weil wir Deutsche waren! Es befanden sich darunter die führenden Männer des deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens, die gesamte evangelische Geistlichkeit der Stadt Posen und der deutsche Franziskanerpater, Ärzte, Juristen, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und auch eine Anzahl von Frauen. Auf Alter oder Gebrechlichkeit wurde keine Rücksicht genommen, ein Teil der Verhafteten war über 70 Jahre!
Am zweiten Kriegstage mittags - nach fast 24 Stunden Arrestzeit hatte man uns "großmütig" eine Scheibe Schwarzbrot und einen Becher schwarzen Gerstenkaffees als Nahrung bewilligt - wurden wir in Gruppen von etwa 40 bis 50 Mann unter polizeilicher Deckung etwa 4 Kilometer nach Glowno, einer Vorstadt von Posen, gebracht. Dieser Marsch, der zuerst durch die belebtesten Teile der Stadt und dann durch die berüchtigtsten Straßen führte, bildete den grausamen Auftakt unseres Leidensweges. Kaum hatten wir die Straße betreten, als wir von einer johlenden und in gemeinster Weise schimpfenden Menge in Empfang genommen wurden. Es fielen Ausdrücke wie: "Bluthunde", "Hitlerschweine", "Stinkendes Aas" und andere nicht wiederzugebende Schimpfworte. Je weiter wir getrieben wurden, desto größer wurde die Menge, die sich nicht nur aus dem Straßenmob rekrutierte, sondern auch aus der sogenannten "Intelligenz"! Bald wurden wir dann auch schon tätlich angegriffen, bespuckt, mit Faust- und Stockschlägen bearbeitet, mit Straßenschmutz, Flaschen, großen Steinen und anderen Wurfgeschossen bombardiert, wobei sich auch Frauen und Kinder eifrigst beteiligten. Die uns begleitende Polizeimannschaft versuchte zwar,

uns zu schützen, aber die Menge wurde immer rasender und schonte auch Greise und Frauen nicht. Nach kurzer Marschzeit blutete der größte Teil von uns aus kleineren und größeren Kopfwunden, was von der Menge mit wüstem Genugtuungsgeschrei begrüßt wurde. Ein Kamerad bekam zwei halbe Ziegelsteine mit solcher Wucht gegen den Hinterkopf, daß er umfiel und mit ganzem Gewicht mit dem Kopf auf das Straßenpflaster aufschlug. Er trug eine schwere Gehirnerschütterung davon, an deren Folgen er heute, nach zwei Monaten, noch immer leidet. Als er bewußtlos zusammenbrach, versuchte ich als Arzt einen Polizisten davon zu überzeugen, daß dieser Mann unmöglich weitergeschleppt werden könnte und eigentlich ins Lazarett gehöre. Der Polizist wehrte mich grob ab und sagte mir, daß mich das gar nichts angehe. Der taumelnde Kamerad wurde hochgerissen, und wir schleppten den halb Bewußtlosen, der heute noch eine Amnesie von dem ganzen Vorfall hat, weiter. Zerschlagen, verschmutzt, blutbefleckt und moralisch vollends zugrunde gerichtet, kamen wir schließlich am Sammelpunkt Glowno an. Dieser Marsch durch Posen, der den Anfang unserer Leidenszeit bildete, wird mir mit all seiner Scheußlichkeit und Grausamkeit ewig im Gedächtnis haften bleiben! Ich frage mich heute noch immer, wie es möglich ist, daß ein angeblich so religiöses und "kulturell hochstehendes" Volk, wie es die Polen sein wollten, in so gemeiner und häßlicher Weise ihren Haß und ihre Wut auf uns unschuldige und wehrlose Menschen ergießen konnten. Gewiß hatte eine gewissenlose monatelange **Hetze der Presse** und führender Männer aus Politik, Militär und Geistlichkeit das ihrige getan, um alle Schichten der Bevölkerung gegen alles Deutsche aufzupeitschen, aber das alles konnte es nicht sein, was die Masse zu solchen Ausschreitungen gegen uns veranlaßte. Es gibt nur eine Erklärung dafür: nämlich den polnischen Charakter, der jetzt sein wahres Gesicht mit allen Grausamkeiten und niederen Instinkten ohne Hemmungen offenbaren konnte.

In Glowno wurde aus verschiedenen kleineren Gruppen aus Stadt Posen und Umgebung, ferner aus Internierten, die schon von der ehemaligen deutschen Grenze aus der Gegend von Wollstein und Rackwitz hierher geschleppt worden waren und die unterwegs infolge ganz schrecklicher Ausschreitungen von Militär und Zivil bereits am ersten Tage Tote und eine Reihe Schwerverletzter durch Gewehrschüsse, Kolbenschläge, Messerstiche usw. gehabt hatten, ein großer Marschzug von fast 300 Volksdeutschen zusammengestellt. Die Führung übernahm jetzt ein Leutnant der Aufständischen, als Wachtmannschaften bekamen wir neben Polizei und Hilfspolizei einige Gymnasiasten von 16-18 Jahren zugeteilt. Gerade diese Jungens zeichneten sich im weiteren Verlaufe des Marsches durch ganz besondere Roheitsdelikte uns gegenüber aus und wurden weder vom Kommandanten noch von den Polizisten irgendwie dabei gehindert, wenn sie die Alten unseres Zuges, die bei dem eiligen Marschtempo zeitweilig nicht mitkonnten, mit Kolbenstößen, Fußtritten und Schimpfworten bedachten. Mir ist es persönlich mehrmals passiert, daß gerade diese Lümmels mich durch Kolbenstöße daran hinderten, wenn ich vor Hitze, Durst und Hunger fast zusammenbrechenden Kameraden zu Hilfe eilen wollte. Von Glowno ging dieser große Zug nach Schwersenz (etwa 8 km von Posen), wobei unsere Gruppe, die in der Stadt Posen schon so fürchterlich zusammengeschlagen worden war, auf einigen requirierten Leiterwagen fahren durfte. Das wurde uns zum Verhängnis, denn gerade diese Wagen, die am Schluß des Zuges fuhren, wurden in Schwersenz von der sich bei unserem Anblick zusammenrottenden Menge wieder besonders aufs Korn genommen. Mit Spaten, Spitzhacken, Mistgabeln, Rechen usw. schlug man auf uns ein, und nur durch ein Wunder ist es zu erklären, daß wir dabei nicht Schwerverletzte zu beklagen hatten. Wir waren froh, als wir eine unbenutzte Ausstellungshalle beziehen durften. Hier mußten wir, 300 Menschen, darunter Frauen und Kinder, auf blanker Erde übernachten, nachdem wir unser kärgliches Abendbrot eingenommen hatten, bestehend aus trockenem Brot und einem Stückchen Wurst, das Kameraden, die in der glücklichen Lage waren, etwas Proviant bei sich zu haben, brüderlich mit uns teilten.

Am nächsten Tage, Sonntag, den 3. September, begann dann unser eigentlicher Leidensmarsch gen Osten, der volle 17 Tage dauerte und im Zickzack-Kurs über 300 km bis in die Gegend von Kutno führte. Es würde zu weit führen, diesen Weg in all seinen Einzelheiten zu beschreiben. Er war eine

einzige Kette von Leiden, Entbehrungen und moralischer Demütigung für uns alle! Die rohen Ausschreitungen der Bevölkerung wiederholten sich in den unzähligen Städten und Dörfern, die wir passieren mußten, aufs neue. Um unsere Verpflegung kümmerte sich die Wachtmannschaft, die für sich allerlei eintrieb, kaum. Die ersten Tage hatten wir wenigstens etwas Brot und Wurst, das wir unter uns, wenn auch in völlig ungenügender Menge, verteilen konnten. Warmes Essen gab es in den 17 Tagen nur dreimal, und das auch nur durch persönliche Beziehungen einzelner unter uns zu dem jeweiligen Ortskommandanten, der zufällig ein Bekannter aus früheren Tagen war und Mitleid mit uns hatte. Wir sind der festen Überzeugung, daß unser Transportführer Verpflegungsgelder, die eigentlich für unsere Ernährung bestimmt waren, in seine Tasche hat fließen lassen. Denn von anderen Gruppen Verschleppter hörten wir nach unserer Heimkehr, daß sie auf Kosten ihrer Führer einigermaßen unterwegs ernährt wurden. Ganz schlecht war es um unsere Verpflegung während der letzten acht Tage bestellt, wo wir kein Brot mehr hatten. Wir mußten uns meist von rohen Kohlrüben, Tomaten und unreifem Obst ernähren, wenn es hoch kam, hatten wir jeder täglich noch 2-3 gekochte Kartoffeln mit einem Trunke kalten Wassers dazu. Unsere Kräfte nahmen sichtlich ab, besonders die Alten unseres Zuges litten ganz beträchtlich unter der unzureichenden Kost. Hinzu kam noch, daß infolge mangelhaften Schuhzeuges, ferner stark forcierter Märsche auf den fürchterlichen polnischen Wegen der größte Teil der Kameraden fußkrank wurde, und zwar in solchen Ausmaßen, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen habe. Wie ein Wunder erscheint es mir noch heute, daß wir von Epidemien verschont blieben! Trotzdem wir über die Hälfte der Nächte unter freiem Himmel in taunassem Grase, in Chausseegräben, auf gepflasterten Höfen und sogar in verschmutzten Gänsehocken ohne Stroh zubringen mußten, gab es kaum Erkältungskrankheiten. Ebenso ereigneten sich trotz der oben geschilderten Ernährung nur leichtere Fälle von Darmerkrankungen. Als sich ein Kamerad bei mir mit einer typischen Ruhr meldete, hatte ich große Angst um unser aller Schicksal. Aber es blieb gottlob bei diesem Einzelfall, der auch bald gesund wurde.

Einige besonders fürchterliche und tragische Erlebnisse blieben uns leider nicht erspart! In unserem Zuge befand sich ein Invalide aus dem Weltkriege, dem beide Unterschenkel amputiert worden waren, und der sich mit zwei Prothesen bewegte. In seiner Begleitung befand sich seine Frau, seine 16jährige Tochter, sein 18(!) Monate altes Söhnchen, ein einseitig amputierter Kamerad und eine 68jährige asthmakranke Frau. Als wir eines Tages morgens um 2 Uhr weitergetrieben wurden und für diese Armen keinen Bauernwagen beschaffen konnten, blieb diese Gruppe zurück. Es wurde uns gesagt, daß sie nachgefahren käme. Gegen Mittag fragte ich einen Wachtsoldaten, warum diese Gruppe noch nicht zu uns gestoßen sei, da flüsterte er mir ins Ohr: sie sind erschossen worden! Ich wollte dies zuerst nicht glauben, aber nach unserer Rückkehr erfuhr ich leider, daß es die traurige Wahrheit war. Die Gräber dieser Unglücklichen sind gefunden worden, die Leichname exhumiert und gerichtsärztlich seziert worden, wobei es sich zeigte, daß sie erschossen und zum Teil außerdem erschlagen worden sind. Ich habe die Fotos gesehen, die die Kriminalpolizei nach der Exhumierung gemacht hat. Die Leichen waren so fürchterlich zugerichtet, daß sie nur an den Prothesen und der Bekleidung erkannt werden konnten! Festgestellt worden ist auch einwandfrei, daß diese Scheußlichkeiten von polnischem Militär(!) begangen wurden, das mit uns am selben Ort gelegen hat.

Am nächsten Tage wiederholte sich dieser grausige Vorfall! Zwei Frauen und fünf Kameraden unseres Zuges konnten morgens vor Erschöpfung und Fußverletzungen nicht mit uns abmarschieren, ein junger deutscher Student blieb bei ihnen als Helfer freiwillig zurück. Als wir etwa 2 km weit marschiert waren, hörten wir hinter uns Gewehrschüsse über das Feld pfeifen und waren um das Los der Kameraden in großer Besorgnis. Auch diese Gruppe wurde von der Polizei geborgen. Die Leichname waren auch hier nach der Erschießung in so grausamer Weise zugerichtet worden, daß man sich fragen muß, wie können Menschen so etwas Kannibalisches begehen!

Ein weiteres Ereignis, das besondere Schlaglichter auf das Verhalten und den Geist der polnischen

Soldateska wirft, spielte sich im Verlaufe unseres Marsches ab. Eines Tages gelangten wir an ein Wäldchen, plötzlich führte uns unsere Wachmannschaft auf Veranlassung einer Gruppe von Soldaten, die uns mit Fahrrädern verfolgt hatten, einige Hundert Meter abseits der Chaussee an den Waldrand. Wir wurden aufgefordert, alles Geld und Wertsachen abzugeben, sogar die Trauringe! Wer sich nicht fügen wollte, dem wurden die Sachen mit Gewalt entrissen! Als man uns auch noch die Dokumente abverlangte, dachten wir, daß unser Schicksal besiegelt wäre und wir erschossen werden sollten. Gottlob begnügte sich die Soldateska damit, ihren Raub mit unserer Wachtmannschaft zu teilen und dann davonzufahren. Wir atmeten in dem Gedanken an unsere Lieben daheim auf!

Unter solchen Erlebnissen näherte sich das Ende unseres Leidensmarsches. Die letzten acht Tage wurden wir in den verschiedensten Himmelsrichtungen hin und her geführt. Wir merkten daraus, daß wir uns zusammen mit Teilen der polnischen Armee in einem Kessel befanden, umgeben vom deutschen Heere. Obwohl die letzten Tage infolge der schlechten Ernährung unseren Zug mehr und mehr schwächten und wir uns nur noch im Schneckentempo dahinschleppten, setzte jeder von uns seine ganzen Kräfte ein in dem Gedanken, daß die Rettungsstunde nun nicht mehr fern sein könne. Am 17. September morgens verließ uns, die wir bis an die Bzura (zwischen Kutno und Lowitsch) gekommen waren und in einem Gehöft hinter der polnischen Linie lagen, sang- und klanglos unsere Bewachung. Wir wußten, daß die Befreier nicht mehr weit weg sein konnten, und boten nun alles auf, uns so wenig wie nur möglich bemerkbar zu machen, um nicht in letzter Stunde noch zurückflutender polnischer Soldateska in die Hände zu fallen. Nach unvergleichlichem und schneidigem Tieffliegerangriff, der die polnische Linie völlig auseinanderwarf, so daß eine desorganisierte Flucht der Polen einsetzte, nahten gegen Mittag unsere Erretter in Gestalt eines bayerischen Infanterieregimentes. Uns erschien dies beinahe als ein Wunder, und es gab wohl keinen unter uns, der nicht Tränen der Rührung und vor allem tiefster Dankbarkeit verbergen mußte, nun endlich aus der polnischen Hölle entronnen zu sein. Von den Truppen bis hinauf zum Divisionskommandeur, der sich selbst um unser Ergehen und den Rücktransport kümmerte, wurden wir aufs liebevollste und beste betreut.

Auf dem Rücktransport, der mit Lastautos und Eisenbahn über Lodsch, Kalisch, Breslau vor sich ging, hatten wir dann Gelegenheit, unsere herrliche deutsche Armee mit ihrem stolzen und tapferen Geiste und der technischen Vollkommenheit zu bewundern. Am 22. September trafen wir dann wieder in unserer Heimatstadt, dem nun wieder deutschen Posen, ein, dankbar dem gütigen Geschick, das uns unsere Lieben wiedersehen ließ. Diese Dankbarkeit verstärkte sich noch, als wir von dem grausigen Geschick Tausender deutscher Volksgenossen erfuhren, die ihre Liebe zur Heimat mit dem Tode besiegeln mußten. Wir hörten von der barbarischen Hinschlächterei von tausend deutschen Kameraden in **Bromberg**. Wir erfuhren die unzähligen Massenerschießungen einzelner Gruppen Verschleppter. Noch heute, sechs Wochen nach Beendigung des Polenfeldzuges, sind die Zeitungen voll von Todesanzeigen, und seitenweise liest man Anzeigen von Volksgenossen, die ihre Familienangehörigen suchen. Ganze Generationen sind hingemordet worden, Familien völlig vernichtet worden. Und das alles nur, weil sie Deutsche waren! Eine furchtbare Anklage gegen das polnische Volk und seine Führer schreit zum Himmel! Wir, die wir glücklich wieder heimkehren durften, verdanken dieses Wunder allein dem Willen unseres hochverehrten und geliebten Führers und der unvergleichlichen Schlagkraft unserer herrlichen Armee, die auch uns nun aus der Hölle der Verschleppung und den unsäglichen Qualen der polnischen Unterdrückung während 20 Jahren heimgeholt haben in das Großdeutsche Reich und Vaterland!

Anschrift des Verfassers:
Dr. Robert Weise, Posen, Buddestr. 19.«

Tatsachen des Grauens

Man kann diesen spannenden Bericht nur mit tiefer Bewegung lesen. Man kann ihn immer und immer wieder lesen. Halten wir fest, was er ein für allemal unwiderleglich beweist, und fassen wir es in einigen Kernsätzen zusammen.

1. Der Gesundheitszustand der Volksdeutschen war den polnischen Machthabern und ihren Schergen völlig gleichgültig. Viele von ihnen mußten in leichter Kleidung und in jeder Beziehung völlig unausgerüstet den Marsch antreten und durchführen. Der Wille zur Zerstörung von Gesundheit und Lebenskraft der Volksdeutschen ist tausendfältig erwiesen.

2. Die furchtbarste Tat, die Ermordung des doppelseitigen Prothesenträgers und seiner Familie, zeigt die Verrohung der Polen auf dem Gipfel. Die Untersuchung der Leichen hat die Tatsache ihrer absichtlichen Ermordung erwiesen.

3. Die Alten und Gebrechlichen und die Frauen wurden genau so mitgeschleppt wie die rüstigen Männer. Dies offenbart die rücksichtslose Grausamkeit der Polen.

4. Gesundheitliche Schäden durch Steine und andere Wurfgeschosse und Hiebwaffen aller Art gehörten zum Programm sowohl der Begleitmannschaften des polnischen Militärs wie der aufgehetzten Massen.

5. Die Ernährung wurde absichtlich unzureichend und unzweckmäßig eingerichtet. Rohe Kohlrüben, unreifes Obst, Trinken von typhusverdächtigem Wasser mußten zu gesundheitlichen Schädigungen führen. Den Polen war das gleichgültig.

6. Die übermäßige Anstrengung auf den Märschen, die zum Teil bis 20 Stunden ununterbrochen durchgeführt wurden, führte zwangsläufig zu Leiden, die sich zum Teil erst später herausstellten.

Daß Menschen soviel aushalten können, wie es der Bericht von Dr. Weise schildert, wird denen, die im gewöhnlichen Leben stehen, unverständlich sein. Es erwachen da Kräfte, die sonst schlummern, und sie konnten bei den Volksdeutschen nur erwachen, weil sie von dem unbesiegbaren Gefühl ihres Deutschtums beseelt waren, und weil ihnen das hohe Ziel der Befreiung winkte.

Die Truppe, in der Dr. med. Weise mitmarschieren mußte, war nicht die einzige im Posener Gebiet, dem jetzigen Warthegau. Wenn ein deutscher Flieger mit scharfem Glas auf die weiten, meist waldlosen Gebiete des Warthegaues niedergeschaut und dort nach den marschierenden und herumirrenden Volksdeutschen gesucht hätte, so hätte er eine große Anzahl von Truppen gefunden. Zwischen polnischen Flüchtlingsmassen, die fast oder ganz ohne Begleitmannschaften nach Osten zogen, ergoß sich der wachsende Hauptstrom der volksdeutschen Flüchtlinge. Dazwischen aber fanden sich kleinere Gruppen, aus der Laune der dörflichen oder kleinstädtischen Gewalthaber zusammengeschleppt, zu jeder Tag- und Nachtzeit aus ihren Wohnungen und Betten gerissen, meist ohne die Möglichkeit, notwendige Dinge zusammenzupacken und von den Lieben Abschied zu nehmen.

Soweit sich die Märsche im Warthegau heute übersehen lassen, hat sie die Zentrale für die Gräber ermordeter Volksdeutscher beim Reichsstatthalter im Warthegau Mitte November in folgender Aufstellung zusammengefaßt: "Nach hier eingegangenen Berichten gab es drei Interniertenzüge. Zu dem ersten Zug gehörten die Kreise Czarnikau, Kolmar, Obornik, Gnesen, Mogilno und Strelno mit rund 600 Internierten. Dieser Zug ist bis kurz vor Warschau gekommen. Es fehlen noch etwa 300 Internierte.

Der zweite Verschlepptenzug umfaßt die Kreise Wollstein, Neutomischel, Birnbaum, Samter, Posen-Land und Stadt mit etwa 300 Volksdeutschen. Dieser Zug kam bis nach Kutno. Von ihm wurden am 6. September etwa 80 Verschleppte abgesondert, angeblich **um in den Heeresdienst zu kommen**. Aus diesem Zug fehlen noch etwa 150 Volksdeutsche.

Der dritte Zug umfaßt die Kreise Lissa, Rawitsch, Gostyn, Jarotschin, Krotoschin, Kosten, Schroda, Schrimm, Wreschen mit etwa 600 Volksdeutschen. Die Marschrichtung war Turek. Es fehlen etwa 300.

Es wird angenommen, daß diese Vermißten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr am Leben sind. – Es ist unmöglich, schon jetzt einen abgeschlossenen Tatsachenbericht zu geben. Die Angaben machen wir auf Grund hier eingelaufener Berichte zurückgekehrter Verschleppter. Es laufen immer wieder neue Berichte ein mit der Angabe, daß in der Gegend von Turek, Kutno bis kurz vor Warschau viele Massengräber vorhanden sind. Täglich treffen neue Anmeldungen über Verschleppte und noch vermißte Volksdeutsche ein.

An der Ermordung haben sich überwiegend polnische Offiziere und Soldaten sowie Polizisten beteiligt. Viele von den Verschleppten sind auf ihre Veranlassung vom Pöbel erschlagen worden. Aus den zahlreichen Berichten ist zu ersehen, daß sich das polnische Militär in erster Linie daran beteiligt hat. Es sind hier etwa 200 Berichte eingelaufen."

Kurzer Marsch in den Tod

Da kommen am Dienstag, dem 5. September 1939, also mehrere Tage, nachdem die Truppe von Dr. Weise ihren Marsch begonnen hatte, polnische Truppen auf dem Rückzug durch das Dorf Neutecklenburg. Es ist immer noch warmes Wetter, die Stimmung der letzten Sommertage und des beginnenden Herbstes liegt über den Fluren, auf die durch polnischen Größenwahn plötzlich die Brandfackel geschleudert ist. Ein Volksdeutscher, Karl Schmidt, berichtet über das, was er erlebt hat, in folgenden Worten:

"Die letzte Abteilung dieser Truppen, anscheinend Infanterie, mit Drillich, Mütze und Karabiner, holte mich mit 14 anderen Volksdeutschen - im ganzen 9 Frauen und 6 Männer - aus den Häusern und führte uns weg. Es waren meine Frau, meine Schwiegermutter, mein Schwager und meine Schwägerin dabei. Unterwegs wurden wir mit Gewehrkolben bedroht, wenn wir nicht schnell genug gingen. Die Polen riefen uns auch zu: "Euer Hitler wird euch schon vergehen." Etwa 2 km vom Dorf entfernt wurden wir vor einen Wassergraben gestellt, mit dem Gesicht zum Graben, es wurden uns Uhren und Geld abgenommen, dann wurde von rückwärts aus etwa 20 oder 30 m auf uns geschossen. Es wurde am rechten Ende angefangen. Ich stand am weitesten links und bekam als letzter den Schuß. Die Kugel traf mich in die rechte Brustseite. Ich blieb bei Bewußtsein, warf mich aber hin und fiel in den Graben. Es wurden dann alle, die erst nicht im Wasser lagen, in den Graben geworfen. Die meisten schrien dabei. Es wurde dann nochmals auf sie geschossen. Mein Schwager wurde auf mich geworfen, ich konnte aber meinen Kopf über Wasser halten.

Die Polen zogen ab. Nach einer halben Stunde wagte ich aus dem Graben zu kriechen. Es war alles still, nur zwei Hunde, die mit erschossen wurden, heulten noch. Sonst gab niemand ein Lebenszeichen. Ich habe mich dann 30 m vom Graben weggeschleppt. Da kamen zwei Polen, anscheinend aus dem Dorf Grünhof, ich glaubte sie an der Stimme zu erkennen, und rührten in dem Wasser, in dem die Toten lagen, herum. Als die beiden weg waren, schleppte ich mich noch 150 m weiter. Dort wurde ich durch Rufen und Stöhnen gefunden und zu einem Deutschen des Ortes gebracht. Nach zwei Tagen kam ich in meine Wohnung und fünf Tage nach der Verwundung ins Krankenhaus Wreschen in ärztliche Behandlung. Es waren unterdessen die deutschen Truppen

eingerückt. Die Verstümmelung der Leichen ist wahrscheinlich am nächsten Morgen vor dem Verscharren gemacht worden."

Hier handelt es sich also um keinen großen, tagelangen Marsch, sondern um eine kleine Strecke von zwei Kilometern. Aber wieviel Spannung und Grauen ist in diesen kurzen Marsch zusammengedrängt! Noch einmal sahen diese Menschen über das Land, das sie liebten, noch einmal sahen sie zu dem weiten Himmel auf, der sich über der Ebene wölbt. Jahre und jahrzehntelang haben sie dieses Land betreut, gepflügt, geerntet, verbessert, wobei ihnen die Polen in keiner Weise behilflich waren; sie ließen ja alles verkommen. Nun sollte diese Welt für immer vor den der Ausrottung Anheimgefallenen verschwinden. Aber es war ja immer noch eine leise Hoffnung, zu entkommen. Deutsche Truppen konnten eintreffen oder irgendwelche Vorgänge unter den polnischen Soldaten konnten bewirken, daß sie von ihrem Vorhaben abstanden. Ja, vielleicht konnte sogar ein menschliches Rühren in diesen herzlosen Menschen auftauchen, irgendwoher, ohne Begründung inmitten dieser von Launen und Grausamkeit getriebenen Soldateska. So kam es ja in einigen, verzweifelt wenigen Fällen vor. Dadurch wurde die schmerzliche Spannung nur erhöht. Der Psychiater, der das Seelenleben der Menschen erforscht, wird hier reiche Ausbeute finden und seine Erkenntnisse vom Verlauf seelischer Spannungen und von der Grenze zwischen Gesundem und Krankhaftem vertiefen.

Auch dieser Bericht bringt uns vom ärztlichen Standpunkte Aufschlüsse. Das Verhandlungsprotokoll, datiert vom 27. September 1939 in Wreschen, ist von Oberstabsarzt Dr. Zeiher und Assistenzarzt Dr. Gutwinski unterzeichnet. Zwei Ärzte übernehmen also die Verantwortung für die Glaubwürdigkeit des Vorganges, insbesondere nach der medizinischen Seite. Dieser Volksdeutsche ist gerettet worden, wenn sich auch natürlich erst nach längerer Zeit entscheiden kann, welche dauernden gesundheitlichen Schaden er davongetragen hat. Wieviele aber sind nicht gerettet worden? Dann traten in mehreren Hunderten von Fällen die pathologischen Anatomen ihr düsteres Amt an.

Gemeinsamer Bericht vom gemeinsamen Leid

Das gemeinsame Erlebnis der Qualen und Mißhandlungen hat zu einer gemeinschaftlichen Art des Schauens und, wenn man so will, des Gestaltens geführt. Denn selbst bei den schrecklichsten Vorkommnissen, durch die wir hindurch müssen, handelt es sich zuletzt immer um ein schöpferisches Gestalten aus der Erinnerung. Nachträglich lassen wir das Geschehene vor unserem geistigen Auge vorüberziehen, und wenn wir auch für alle Einzelheiten nach bestem Wissen und Gewissen bürgen können, so ist doch der Zusammenhang, die Tönung und Färbung und schließlich der innere Gehalt des Erlebten eine Tat unserer geistigen Schöpferkraft. Nun haben diese Volksdeutschen, die durch die festen Bande des gemeinsamen Blutes, der Sprache, der Kultur, des Sich-zur-Wehr-setzen-müssens aneinander gebunden sind, auch diese grauenvollen Tage gemeinsam erlebt. Sie haben zum Teil darüber auch gemeinsame Berichte gegeben, und ein solcher gemeinsamer Bericht mag nun unsere Aufmerksamkeit fesseln.

"Am 1. September 1939 wurden in Rackwitz fast sämtliche Deutschen von polnischen Lümmels, die schwer bewaffnet waren, aus ihren Häusern geholt, um interniert zu werden. Der Weitertransport erfolgte am Nachmittag desselben Tages, und wir erreichten als erste Stadt Grätz, wo wir von polnischem Pöbel, der zuvor durch unsere Begleitmannschaften aufgeputscht worden war, mit Steinwürfen empfangen wurden, denen dann auch bald Messerstiche folgten. Auf dem Markte angekommen, schlug man auf uns unter schmählichen Beschimpfungen mit Bierflaschen und sonstigen Gegenständen ein. Wir waren dem Pöbel wehrlos ausgeliefert, man spie uns ins Gesicht und dergleichen mehr, ohne von unseren Begleitmannschaften irgendwie in Schutz genommen zu werden. Nachdem der Pöbel seine Wut an uns ausgelassen hatte, ging die Fahrt

weiter nach Ptaszkowo, wo es uns ähnlich erging wie in Grätz. Man hätte uns ja durch diese Dörfer und Städte ohne Pause durchfahren lassen können, aber man tat es nicht, sondern hielt mit uns bewußt in allen größeren Ortschaften, um uns dem Pöbel, der da furchtbar wütete, auszuliefern. Unser Weg führte dann nach Steszew, wo wir den ersten Toten zu beklagen hatten. Der Volksdeutsche Konrad Neumann aus Rackwitz wurde mit einer Zaunlatte so lange geprügelt, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Dem Volksdeutschen Gustav Hoffmann, Rackwitz, wurden mit dem Messer tiefe Schnittwunden und Stiche am Bein beigebracht. Die übrigen Volksdeutschen wurden durch Steinwürfe und Hiebe derart zugerichtet, daß mit Ausnahme weniger alle in Posen sanitäre Hilfe in Anspruch nehmen mußten.

Der Schreckensweg nahm seinen Fortgang. Wir kamen bis kurz vor Posen und wurden in der Nacht von einer polnischen Militärstreife, die unsere Begleitmannschaft zuvor auf uns aufmerksam machte, unter Feuer genommen. Nachdem unsere Leute auf dem ersten Wagen, durch polnisches Militär durch Kolbenschläge furchtbar zugerichtet, zu jammern und zu schreien anfingen und sagten, man möchte doch nun mit den Mißhandlungen endlich aufhören, da wir in Steszew schon einen Toten gehabt haben, fragte der Kommandeur die Patrouille, wo der denn sei. Er bekam als Antwort: Auf dem letzten Wagen. Er und einige Soldaten gingen dann zum letzten Wagen, besahen sich den Toten, und wir erhielten die Antwort: "Was, einen Toten habt ihr nur und noch so ein vollgefressenes Schwein." Das polnische Militär erhielt dann den Befehl von seinem Kommandeur, auf uns zu feuern. Die Folgen waren: Ein Toter namens Gustav Druso aus Tarnow und vier Verletzte. Es sind dies: Otto Werner, der später seinen Verletzungen erlag, ferner sein Sohn und Lehrer Epler und ein gewisser Kernchen, sämtlich aus Tarnow. Dem Volksdeutschen Friedrich Moers wurden durch Kolbenschläge drei Rippen gebrochen.

In derselben Nacht, 4 Uhr morgens, landeten wir dann in Posen auf einem Kasernenhof. Dort wurden wir von zwei Gymnasiasten, die mit Karabinern bewaffnet waren, durch ganz Posen zur Schau gefahren, um die üblichen Prügel in Empfang zu nehmen und uns die üblichen Beschimpfungen anzuhören. Die Fahrt endete in einem Saal am nördlichen Ende der Stadt, in den uns zwei rohe Kerle unter Faustschlägen und Fußtritten trieben. Dort durften wir uns zum ersten Male auf Stühle setzen, und uns wurde von einer barmherzigen Schwester sanitäre Hilfe zuteil, und unsere Leute durften auch unter polizeilicher Bedeckung Einkäufe in der Stadt tätigen. Am Nachmittag gesellten sich dann die Posener Internierten zu uns, unter denen sich namhafte Persönlichkeiten wie Ärzte, Rechtsanwälte und Direktoren befanden. Gegen 4 Uhr nachmittags wurden wir dann auf einen Sportplatz geführt, wo wir zum Gespött der Jugend die polnische Nationalhymne absingen mußten, dann folgten militärische Übungen, die erst dann aufhörten, als wir vor Erschöpfung nicht mehr weiterkonnten. Am Abend dieses Tages ging's dann noch 10 km weiter nach Schwersenz, natürlich zu Fuß, wie von jetzt ab überhaupt immer. Wir wurden, wie üblich, durch die ganze Stadt schaugeführt, hatten aber insofern nicht soviel auszuhalten, als wir von Posen ab polizeilichen Schutz hatten, und man muß anerkennen, daß die Polizei ihr möglichstes tat, uns zu beschützen, aber natürlich auch nicht verhindern konnte, daß es in einzelnen Fällen zu Übergriffen seitens des Pöbels kam. Die Nacht verbrachten wir in der Schwersenzer Möbel-Ausstellungshalle. Wir wurden auch hinreichend mit Nahrungsmitteln zu erschwinglichen Preisen versehen. Am nächsten Morgen ging dann unser Marsch weiter nach Wreschen über Kostrzyn. In letzterem Orte hatten wir trotz des Schutzes unserer Polizei fürchterlich auszuhalten. Das übliche Bombardement mit Steinen setzte wieder ein, man riß unsere Leidensgenossen aus den Reihen, trat sie mit den Füßen, und wenn die Polizei nicht den Befehl gegeben hätte, die Stadt im Eilmarsch zu verlassen, hätte das Schlimmste befürchtet werden müssen.

In Wreschen, dessen Bombardement wir aus etwa 8 km Entfernung sahen, kamen wir in der Nacht an oder besser am Spätabend. Die Bevölkerung, anscheinend durch das Bombardement eingeschüchtert, verhielt sich verhältnismäßig ruhig. Wir brachten die Nacht im Saale eines großen Hotels in der Schlosserstraße zu. Mit der Verpflegung, für unser Geld natürlich, ging es

einigermaßen. Bei unserem Abmarsch aus Wreschen setzte wieder ein heftiges Bombardement ein, wir kamen aber glücklich durch alle Bomben auf freie Chaussee und landeten am späten Nachmittag in Slupce. Die Verpflegung von hier an wurde schlecht und verschlechterte sich von Tag zu Tag. Nach einem anstrengenden Tagesmarsch gelangten wir dann gegen Abend bis hinter Konin. Die Stadt selber betraten wir nicht, weil im Augenblick unserer Ankunft wieder heftige Bombenabwürfe stattfanden. Nach Beendigung dieser baten wir die Begleitmannschaften, für uns aus der Stadt Nahrungsmittel mitzubringen. Man nahm uns das Geld hierfür ab, wir sahen aber weder Nahrungsmittel, noch Geld, noch Begleitmannschaft wieder. Von hier an kümmerte sich um unsere Verpflegung niemand mehr. Wir waren dem Hunger preisgegeben, und es hing von der Gnade Vorübergehender ab, ob sie uns für Geld etwas verkauften oder nicht. Geschlafen wurde jetzt unter freiem Himmel, wodurch natürlich verschiedene Leidensgenossen erkrankten. Am nächsten Tage kam zu den zwei Hilfspolizisten, die man zu unserer Bewachung zurückgelassen hatte, ein Militär-Gendarm, der 80 Mann **zum Militär aussuchte**. Der Gendarm fuhr mit dem Rade vor nach Kolo, um dem Bezirkskommando Mitteilung von unserer Ankunft zu machen, während ein Hilfspolizist uns nach unserem Bestimmungsort bringen sollte. Es gelang uns aber, den Hilfspolizisten irrezuführen und zu entkommen.

Über das Schicksal der in Konin verbliebenen Volksgenossen, die nicht zum Militär ausgesucht waren, ist uns nichts bekannt. Wir erfuhren jedoch später durch einen unserer Leute, der dem Transport entkam, daß man sich von Zeit zu Zeit etwa fünf Mann heraussuchte, die sich auf dem Feld ihr eigenes Grab mit den Händen schaufeln mußten und dann erschossen wurden. Schwach gewordene wurden einfach mit dem Fuß beiseite gestoßen und dann erschossen. Wir haben viele dieser Erschossenen im Chausseegraben liegend vorgefunden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch etwas Vergessenes einflechten. Als der in Steszew verwundete Volksdeutsche Otto Werner aus Tarnow um Wasser bat, sagte der uns eskortierende Molker Maraszek aus Rackwitz: "Gebt ihm doch Jauche zu saufen." Herr v. Treskow aus Owinsk wurde, als er bat, austreten zu dürfen, an dem Bart gepackt, herausgezogen und mit einem Fußtritt in den Chausseegraben befördert. Der Herr ist über 70 Jahre, man kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Wir waren inzwischen bis kurz vor Kutno gekommen und erfuhren durch Flüchtlinge, daß die Front bei Kutno läge, wir uns in einem Kessel befänden und das Gebiet hinter uns von polnischem Militär evakuiert sei. Darauf beschlossen wir den Rückmarsch unter ungeheuren Entbehrungen und gelangten schließlich auf einen Bauernhof, wo wir drei Tage lang für das Essen, das aus gekochten Kartoffeln mit Milch übergossen bestand, Kartoffeln ausmachten. Nach Ablauf dieser drei Tage wanderten wir wieder zurück nach Slesin und kamen hier in den Schutz des deutschen Militärs, das uns zusammen mit den anderen volksdeutschen Flüchtlingen nach Wreschen abtransportierte, wo dann die Volksdeutschen herausgesucht und in die Heimat geschickt wurden, die wir am 18. September 1939 gegen Abend erreichten.

Der Bericht ist verfaßt von dem internierten Deutschen Ulrich Schiefelbein (Rackwitz) nach bestem Wissen und Gewissen. Der Wahrheitsbeweis hierfür wird durch nachstehende Unterschriften bekräftigt:

gez. Karl Gellert	Kurt Gutsche	Schiefelbein	Michael Lizsnak
	Edgar Arlt	Hans Gutsche."	

Wir entnehmen aus diesem Berichte wieder, daß man mit Leib und Leben und Gesundheit der Volksdeutschen in unerhörter Weise umging, daß man sie quälte, wo man nur konnte, ihnen das Trinken verweigerte, sich an ihren Qualen weidete und so zum körperlichen Schmerz noch den seelischen hinzufügte.

Volksdeutsche Geistliche als Zeugen

Ähnliche Bilder entrollt Pastor Rakette von Schokken. Er kommt nach der Verhaftung mit 52 anderen Gemeindemitgliedern und Volksgenossen aus Wongrowitz in einen Viehwagen. "Stundenlang ließ man uns in diesem Viehwagen fast ohne jede Luftzufuhr, so daß ein Mann namens Kiok, Kriegsinvalide und Gutsbesitzer aus einer Nachbargemeinde, bereits irre zu werden begann und nur noch wirres Zeug redete."

Der Zug fährt nach Thorn. Bezeichnend für die Feigheit der polnischen Begleitmannschaft, die die Internierten rücksichtslos preisgab, bezeichnend aber auch für den Erfolg mutiger Einsatzbereitschaft sind folgende Zeilen seines Berichtes: "Da man unseren Wagen zugenagelt hatte und wir sehr schlecht Luft bekamen, die Wachmannschaften hatten sich bei jedem einsetzenden Bombenangriff auf die Felder oder im Walde verkrochen, schlug ich bei dem Halt auf freier Strecke Lärm und setzte es trotz Bedrohung mit heruntergerissenem Karabiner von seiten eines Oberwachtmeisters der Staatlichen Polizei durch, daß ich den Wagen verlassen und zwei Eimer Wasser holen konnte." Auf der Fahrt wird die Gruppe in wüster Weise beschimpft und mit Flaschen und anderen Gegenständen beworfen, auch von polnischen Eisenbahnern. Polizeibeamte schlagen mit dem Gummiknüppel zu. Vor Woclawek wurden sie ausgeladen und mußten im Zickzack durch die Stadt gehen, dabei wurden sie wieder mit allem möglichen beworfen und mit Knüppeln geschlagen. Rakette erhielt zwei Schläge mit dem Kolben eines Armeerevolvers ins Gesicht. Durch einen Schlag wurde, wie der Arzt später feststellte, das Nasenbein angebrochen. Alle kamen nun in eine Zuckerfabrik, Männer, Frauen und Kinder. Ihre Zahl war auf 7000 angewachsen.

Von dort aus begann der Gewaltmarsch in Richtung Kutno und Lowidsch. Fast ununterbrochen marschierten sie sechsundzwanzig Stunden lang bis kurz hinter Kutno. Kein Wunder, daß heute noch ständig gesundheitliche Schäden zum Vorschein kommen, die die Volksdeutschen bei diesen Gewaltmärschen davontrugen. Die, die während des Marsches vor Erschöpfung am Wegesrand liegenblieben, wurden "wie räudige Hunde abgeknallt", und zwar auf Geheiß eines polnischen Polizeiwachtmeisters. Nach den eigenen Beobachtungen von Rakette ist dies ungefähr dreißigmal geschehen. Zum Teil vollzog sich der Mord auch in Form von Treibjagden, wenn einer oder mehrere zu entfliehen versuchten. Einen dieser Fälle schildert Rakette folgendermaßen:

"Ein solcher Volksgenosse war aus der Marschkolonne herausgelaufen und wurde mit Schüssen der Begleitmannschaften in einen Kessel getrieben. In diesem Augenblick kamen von einer Anhöhe herab, ausgeschwärmt, polnische Soldaten. Als sie den betreffenden Volksgenossen erreicht hatten, schossen sie ihn nicht tot, sondern bearbeiteten ihn mit ihren genagelten Stiefeln. Ich konnte nur noch sehen, wie er sich noch einmal aufrichtete, worauf man auf ihn mit Kolben einschlug, bis er tot zusammensackte. Auch mit Bajonetten stach man auf ihn schließlich noch ein. Die Roheiten der polnischen Soldaten und der Polizisten, die ich beobachten konnte, waren geradezu bestialisch."

Auch der katholische Pater Breitinger, mit dem Ordensnamen Pater Hilarius, wurde in dem einen der Posener Züge mit verschleppt. Er berichtet darüber folgendes: (Scriptorium merkt an: einen weiteren Bericht von Pater Hilarius finden Sie **hier**!)

"Am 1. September 1939 gegen 18 Uhr erschien an der Klosterpforte ein Polizeibeamter und erklärte mich für verhaftet. Auf meine Bitte, etwas Wäsche und Lebensmittel mitnehmen zu dürfen, erwiderte er, daß das nicht notwendig sei, da ich nach einem kurzen Verhör bereits in einer halben Stunde zu Hause sein werde."

Trotzdem wurde Breitinger seiner Freiheit beraubt und interniert. Auf dem Polizeihof traf er etwa zwanzig Bekannte und mußte mit ihnen die Nacht unter freiem Himmel verbringen. Auf die gesundheitlichen Folgen solchen unvorbereiteten Verweilens im Freien nahmen die Polen natürlich

keine Rücksicht. Im Laufe der Nacht kamen dauernd neue Gruppen von Volksdeutschen. Der Obere des Klosters versuchte bei der Polizeiverwaltung, Breitingers Freilassung zu erwirken. Dort sagte man: "Was, Sie wagen es, für einen solchen Mann einzutreten? – Sie halten also mit Spionen zusammen, und da verdienen Sie genau solch eine Kugel durch den Kopf wie der andere." Als der Obere darum bat, ihm einen Koffer mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln übergeben zu dürfen, wurde er dahin beschieden, daß den die Läuse fressen sollten.

Nun begann die Qual. Zunächst in seelischer Form. Die Volksdeutschen mit Pater Breitinger wurden aufgestellt und ihnen alle Ehrenrechte abgesprochen. Dann wurde ihnen gesagt, wer auf dem Marsch in ein Lager nicht ordentlich auf der Straße marschiere, werde sofort erschossen. Man marschiert zunächst zum Vorort Glowno. Dort war die Menge bereits so fanatisiert, daß sie Stockschläge, Fußtritte und Steinwürfe austeilte.

Am späten Nachmittag wurden sie auf eine große Wiese geführt, die von einer Menschenmenge umlagert war. Es kamen weitere Gruppen Internierter hinzu, darunter Frauen, Kinder, zwei Krüppel, die kaum laufen konnten, Kriegsinvaliden mit Holzbeinen und eine große Menge mit verbundenen Köpfen, deren Kleider mit Blut besudelt waren. Die Mißhandlungen hatten also bereits begonnen.

Zunächst erfolgten weitere seelische Quälereien. Die Deutschen mußten unter Aufsicht von Gymnasiasten und einigen Polizisten exerzieren und wurden gezwungen, bei Strafe des Erschießens, Haßgesänge gegen Deutschland anzustimmen. Pater Breitinger wurde allein vorgerufen und mußte unter dem Gejohle der Menge allein in seiner Ordenstracht exerzieren. Völlig entgegen der Wahrheit wurden die Deutschen als Aufständische bezeichnet und Pater Breitinger in die erste Reihe des Zuges gestellt, gleichsam als deren Anführer.

Es geht nach Schwersenz - durch das Spalier verhetzter Menschen, die den Zug bespucken, mit Pferdemist bewerfen und mit Stöcken, Steinwürfen und Fußtritten mißhandeln. In Schwersenz schlägt der Pöbel auf Krüppel und Kinder, die auf dem Wagen saßen, so lange ein, bis die Stöcke in Trümmer gehen. Im Laufe dieser ersten Etappe des Zuges waren fast sämtliche Vorsitzenden aller deutschen Organisationen und die gesamte deutsche Geistlichkeit zusammengetrieben worden.

Wieder ein Angriff auf die seelische Fassungskraft der Volksdeutschen: Sowohl ein evangelischer Geistlicher wie Pater Breitinger bitten in Schwersenz den Führer der Begleitmannschaft, er möge sie bei den Internierten Seelsorge ausüben lassen. Dieser Führer aber gibt eine grob verneinende Antwort. Weiter geht es durch Kostrzyn nach Wreschen, wobei wieder schwere Stockhiebe und Fußtritte ausgeteilt werden. Der Kardinal Hlond fährt dort an dem Zuge entlang, den er nach Pater Breitingers Auffassung als den Zug der Posener Internierten erkennen mußte. Er denkt aber nicht daran, einzugreifen. Auf dem Weitermarsch fahren die Wachmannschaften ihre Wagen zuweilen im Trab, und alle mußten im Trab hinterherlaufen. Wieder setzte es in den Ortschaften gefährliche Steinwürfe, vor denen man sich durch Decken zu schützen versuchte. Polnische Offiziere, die zum Teil Ordensauszeichnungen trugen, beteiligten sich in besonderer Weise an den Mißhandlungen. Von Konin aus geht der Zug plötzlich nach Norden, muß dann drei Tage auf einem Vorwerk bei Malinier liegenbleiben und landet schließlich hinter Slesin auf einem polnischen Gutshof, der völlig mit Militär besetzt war. Am nächsten Morgen um 2 Uhr geht es weiter, der Wagen mit Krüppeln und Kindern bleibt zurück. Pater Breitinger erfuhr später, daß man diese alle erschossen habe, eine ganze Familie, deren Oberhaupt zwei Beinprothesen trug, und noch einen Kriegsinvaliden mit einem Bein. Im Gewaltmarsch wurde Bawiak erreicht. An einer Stelle müssen sie fünf Kranke zurücklassen, drei Gesunde blieben zu ihrem Schutze. Später erfuhr Breitinger, daß alle diese von der Bewachung einfach niedergeschossen und in viehischer Weise mit Steinen zu Tode geschlagen worden waren.

Noch mehr Zeugen

Wir stehen bewundernd vor der Lebenskraft und Zähigkeit der menschlichen Natur, die das aushält, wovon die Berichte des evangelischen und des katholischen Geistlichen und die unzähligen anderen Zeugnis ablegen. Aus einem Bericht eines Landwirtes Wiesner aus Marsfelde, Kreis Neutomischl, verdient vom ärztlichen Blickpunkt aus festgehalten zu werden, daß dort von einem Steinschlag an die linke Schläfe die Rede ist. Wiesner verliert die Besinnung und hatte im letzten Augenblick den Eindruck, die Salve, mit der polnische Soldaten den Zug der Volksdeutschen bedroht hatten, sei gefallen, was tatsächlich nicht der Fall war. Wie im Traum haben sich die Ereignisse in wenigen Sekunden überstürzt und übereinander gelagert. Der Schlag selbst, die dumpfen Empfindungen danach, das Gefühl, die Salve habe schon gekracht – all dies gibt ein Bild von menschlicher Erlebensweise unter höchster Spannung: körperlicher Schmerz und seelische Spannung vereinigten sich auf diesen Märschen tausendfach zu Erlebnissen, die die Betreffenden nie mehr vergessen können.

Aber auch die positive Marschleistung Wiesners, eines fünfundsechzigjährigen Mannes, ist beachtlich. Durchschnittlich täglich 40 Kilometer zu marschieren, im Regen übernachtend – wer hält das aus? Es ist ausgehalten worden – denn die Nähe der deutschen Truppen, insgeheim gefühlt, wurde zur aufmunternden und bewegenden Kraft, die zu solchen übermenschlichen Leistungen befähigte.

Die gleichen Geschehnisse werden in einem anderen Bericht geschildert, der von den Volksdeutschen Wilhelm Rausch und Bruno Gebauer aus Sontop unterzeichnet ist. Wir geben auch diesen Bericht, weil er diese Ereignisse wieder von anderer Seite her beleuchtet und weil er vor allem einwandfrei die Schuld des polnischen Militärs an den Metzeleien nachweist.

"Am 1. September 1939 wurden wir in Sontop mit anderen Volksdeutschen von der polnischen Polizei aus Bukowiece verhaftet und nach Bukowiece auf das Polizeibüro gebracht. Dort hat man unsere Namen festgestellt, und wir wurden weiter nach Buk transportiert. Hier wurden wir in einen Saal gebracht, wo sich schon viele verhaftete Volksdeutsche befanden. Als wir in Buk ankamen, folgte uns Pöbel und mißhandelte uns mit Fußtritten und Faustschlägen beim Absteigen vom Wagen. Nach mehreren Stunden Aufenthalt wurden wir auf Wagen verladen und nach Posen transportiert. Auf dem Wagen wurden wir von der polnischen Zivilbevölkerung, besonders Eisenbahnern, bespuckt, geschlagen und mit Steinen beworfen. In Posen wurden wir durch die am Tage zuvor von deutschen Fliegern mit Bomben beworfenen Stadtteile gefahren, wo der polnische Pöbel wie Bestien über uns herfiel. Unsere starke Bewachung hat dies geduldet, ja sogar noch gefördert. Nach langem Hin und Her – die polnische Polizei wußte nicht, was sie mit uns beginnen sollte – wurden wir schließlich in Glowno in der Schule untergebracht. Nach eineinhalbtägiger Rast – am 4. September 1939 morgens – wurden wir, jetzt 105 Mann, in Marsch gesetzt in Richtung Schwersenz/Kostschin. In Schwersenz wurden wir an eine Scheune gestellt und unsere Bewachung zerstreute sich hier und ließ uns im Stich. Nach einer Weile kam polnisches Militär heran und verprügelte und beraubte einzelne Volksdeutsche. Schließlich drohten sie uns mit Erschießung. Wir wurden wieder unter Führung eines Polizisten gestellt und der Marsch ging weiter. An der Wegegabelung Wreschen–Gnesen wurde uns von den Polizisten erklärt, wir seien entlassen und könnten uns nach Hause begeben, sollten aber in kleineren Gruppen nach Hause gehen. Als wir uns etwa zwei Kilometer entfernt und zerstreut hatten, wurden wir wieder von polnischem Militär beschossen, gefangengenommen und nach Iwno geführt. Ein Teil unserer Kameraden war in anderer Richtung gegangen und nicht in die Hände der polnischen Soldaten gefallen.

In Iwno fiel polnischer Pöbel, welcher zum größten Teil aus polnischen Gutsarbeitern (männlich und weiblich) bestand, über uns her, und unter Mitwirkung polnischen Militärs wurden unermeßliche Greueltaten an uns verübt. Drei Frauen, die sich in unserem Trupp befanden, wurden

ihres sämtlichen Hab und Gutes (auch der Kleider und Schuhe) beraubt. Unter den Gefangenen befand sich auch Superintendent Reisel, welcher sich zuvor das Bein gebrochen hatte. Wir beide haben ihn mit noch ein paar Kameraden zur Ziegelei nach Iwno getragen, dann wurde er trotz seines Beinbruches gezwungen, selbständig zu laufen. Nachdem er dann wieder ein paar hundert Meter gefahren war, wurde er gezwungen, wieder zu Fuß zu laufen. (Ich, Wilhelm Rausch, habe ihn dann beim Laufen unterstützt, und ein polnischer Soldat trieb mich und den Superintendenten mit Kolbenschlägen ins Genick und zuletzt mit Bajonettstichen vorwärts.)

Wir wurden dann alle gezwungen, das Gesicht zur Erde, auf den Rand eines Grabens mit ausgestreckten Armen uns zu legen. Hinter jedem einzelnen standen ein bis zwei Soldaten im Anschlag. Wir glaubten, im nächsten Augenblick erschossen zu werden. Eine Bessergekleidete vom Gut hat hierbei dem Wirtschaftsbeamten Wiesner aus Wollstein mit einem Stein auf den Kopf geschlagen. Nach einer Weile mußten wir wieder aufstehen und wurden weiter durch Iwno geführt, wo uns der Pöbel wieder mißhandelte. Am Ende des Dorfes ging es querfeldein, bis wir an einem Weidenstrauch haltmachten und niederknien mußten. Sämtliches Geld, Wertsachen und alle Papiere wurden uns geraubt bzw. abgenommen. Unser Lebensmittelpaket und unsere Koffer wurden auf einen Haufen geworfen, zertrampelt und verbrannt. Zwei unserer Leidensgenossen – ein Reichsdeutscher aus Leipzig, Naumburger Straße 17 (Name unbekannt), und Kamerad Rothe aus Konkolewo – wurden herausgegriffen, hinter einen Busch geführt und erschossen. Danach ging es denselben Weg wieder zurück bis an die Parkmauer am Eingang des Dorfes.

Aussage Gebauer: Als wir dort ankamen, kam ein polnischer Offizier, wahrscheinlich ein Leutnant – noch jung und mittlerer Figur – im Auto, hielt an, sprang heraus, griff den Kameraden Baumung aus Neutomischel, drückte ihn zurück an die Mauer und schoß ihn mit der Pistole nieder. Dann packte er den Kameraden Thiem aus Lenker Hauland bei Sponitze und schoß ihn ebenfalls nieder.

Wir wurden alsdann in den Park geführt, wo ein zweiter Offizier, vermutlich ein Oberleutnant, die Mißhandlungen fortsetzte. Hier im Park kam das polnische Militär, das sich in Iwno befand, zusammen, welches von den polnischen Offizieren aufgehetzt wurde mit den Rufen wie "Schießt die Hunde nieder!" Zum drittenmal an diesem Tag sahen wir nun den Tod vor Augen. Der Oberleutnant rief die Soldaten zusammen und fragte sie, was mit den Geiseln geschehen solle. Die Soldaten schrien als Antwort etwa "Nieder mit den Hunden, den deutschen Schweinen"! Wiesner verhandelte mit dem Leutnant, und es gelang ihm für eine Weile, die Blutgier der Polen zu mildern. Da kam der Oberleutnant dazu, der schlimmste von diesen Banditen, besprach sich mit den Soldaten, fragte sie dreimal, wer "einen besonderen Freund" unter den Geiseln habe. Jedesmal trat ein Soldat vor, bezeichnet einen unserer Kameraden. Die Soldaten erklärten dabei, der eine habe geheime Versammlungen abgehalten, der andere besitze einen Geheimsender, der dritte habe durch Zeitungsberichte die deutsche Bevölkerung gegen den polnischen Staat aufgehetzt. Dieser dritte Kamerad war der Redakteur Wilhelm Busch aus Neutomischel. Einer der anderen beiden war der Kaufmann Hoegner aus Wollstein, der andere ist uns unbekannt. Ehe diese drei Kameraden niedergeschossen wurden, wurde erst jeder von ihnen von dem Oberleutnant mit einer Art Gummiknüppel bearbeitet, daß sie fast ihres Lebens erledigt waren. Besonders schwer traf es den Redakteur Wilhelm Busch.

(Wihelm Rausch: Ich mußte mit drei anderen Volksgenossen den Kameraden Busch im schnellen Tempo in ein fertiggegrabenes Loch werfen, wobei ich beobachtet habe, daß er noch Lebenszeichen von sich gab. Der Oberleutnant kam hinzu und gab noch einen Schuß auf ihn ab.) Dann wurde ein Lastwagen herangebracht, und wir mußten im Gänsemarsch diesen besteigen. Daneben stand der Oberleutnant mit dem Gummiknüppel und gab jedem noch eine gehörige Tracht über den Kopf. Die Soldaten sangen uns polnische Hetzlieder vor, bis das Auto abfuhr, das uns weiterbrachte. Mitten auf dieser Fahrt wurde der Wagen geöffnet, es war zwischen Iwno und Gnesen, da wurden wir vom Pöbel bespuckt, beworfen und mit Milchkannen über den Schädel geschlagen. In Gnesen wurden

wir der Polizei übergeben, die unsere Papiere, zum Teil auch unsere Uhren und Geld, zurückgab, mit der Bemerkung: "Der polnische Soldat ist anständig erzogen, er stiehlt nicht." Die besten Uhren und das meiste Geld fehlten.

Bis zum Vormittag des 5. September mußten wir auf dem Korridor einer Schule weilen. Von Gnesen wurden wir wieder in Richtung Warschau in Fußmarsch gesetzt. Einzelne Mißhandlungen und Übergriffe kamen noch vor. Den ganzen Marsch hindurch haben wir von der Polizei nichts zu essen und zu trinken erhalten. So kamen wir bis etwa 60 Kilometer vor Warschau. Am 17. September waren wir den ganzen Tag deutschen Fliegerbomben ausgesetzt, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Am Abend verließ uns unsere Wachmannschaft, und am nächsten Tag marschierten wir zur deutschen Front."

Was besagen die Berichte und Befunde?

Es ist eine Aufgabe, der sich der denkende Beurteiler dieser Metzeleien nicht entziehen darf, und bei der ihm der Psychiater wesentliche Dienste leisten wird, der Frage nachzugehen, wie es möglich war, daß Militärpersonen sich an sinnlosen, grausamen, durch nichts gerechtfertigten Abschießungen von Angehörigen des eigenen Staates beteiligen. Was sich nach den vorliegenden Berichten jetzt schon deutlich vor uns abzeichnet, kann in folgende Leitsätze zusammengefaßt werden:

1. Menschen, die ihrer hohen Aufgabe als Offiziere innerlich keineswegs gewachsen waren, haben aus reiner Freude am Schießen und Knallen zahlreiche Volksdeutsche ermordet.

2. Diesen Offizieren waren Kriegstaten versagt, weil sie entweder zu feige waren, um an der Front tapfer zu kämpfen, oder weil sie infolge des völligen Versagens ihrer höheren Führung gar nicht an Frontabschnitten eingesetzt wurden. Sie haben darum ihren kriegerischen "Mut" in abscheulicher Weise da abreagiert, wo es sich gar nicht um kriegerische Entscheidungen handelte, wo sie also überhaupt kein Recht, weder ein äußeres noch ein inneres, zum Eingreifen hatten.

3. Sie haben sich von der Woge des blinden Hasses treiben lassen, der die Polen bei den Metzeleien gegen die Volksdeutschen leitete, und sie haben sich damit einfach zum Bestandteil des polnischen Mobs gemacht und damit die Ehre des polnischen Offiziers, wenigstens eines großen Teiles des Offizierskorps, ein für allemal so besudelt, daß sie nie mehr wiederhergestellt werden kann.

4. Es ist also Disziplinlosigkeit, das heißt Mangel an Selbstdisziplin bei vielen polnischen Offizieren festzustellen. Wo aber das erste Erfordernis des Soldatentums, die Selbstdisziplin, fehlt, da ist der ganze Stand in der Wurzel verdorben.

5. In einer geordneten Kriegführung können vom Militär Zivilisten unter besonderen Umständen abgeurteilt und auch erschossen werden, z. B. Franktireurs. Diese polnischen Offiziere, die uns in zahllosen Berichten begegnen, haben aber nicht einmal den Versuch gemacht, die Volksdeutschen vor ein Kriegsgericht zu stellen und so eine Exekution sowohl vor ihrem eigenen Gewissen wie vor dem Völkerrecht zu rechtfertigen. Sie haben sie einfach aus haßerfüllter Stimmung und Laune niedergeschossen. Damit sind alle die, die sich an solchen Taten beteiligt haben, als labile Charakter, als haltlose Typen – auch im medizinisch-pathologischen Sinne – zu bezeichnen, also als Menschen, die nicht wert waren, ihr Volk gegen einen Feind zu verteidigen und den Ehrendienst der Nation mit der Waffe in der Hand zu leisten.

Dieses Urteil, das sich auf psychiatrische Gesichtspunkte stützt, wird durch das Verhalten vieler polnischer Offiziere bei den Leidensmärschen der Volksdeutschen deutlich bestätigt.

Ergänzend zum letzten Bericht geben wir noch den eines mehr unbeteiligten Volksdeutschen wieder, der eine Gruppe marschierender Volksdeutscher und ihre Leiden zu beobachten Gelegenheit hatte. Dieser Bericht spricht wiederum für den krankhaften Haß der Polen gegen alles, was deutsch hieß.

"Seit dem 2. September mußte ich mit polnischen Flüchtlingen fahren. Am Sonntag, den 10. September, gegen 9 Uhr vormittags, befand ich mich mit meinem Wagen ungefähr 2 Kilometer hinter Sampolno neben der Straße nach Bawiak. Als ich eine Weile dort fütterte, bemerkte ich, wie die Leute zur Straße eilten. Ich hielt mich zurück, sah aber, wie ungefähr 50 Männer und Jungen (kurze Hosen) vorbeigeführt wurden. Von der Kleidung konnte man schließen, daß alle Stände darunter vertreten sein mußten. Sie sahen sehr traurig und verzagt aus. Bemerkungen der Bevölkerung und der Flüchtlinge: "Das ist ihnen recht"; "Sie wollten einen Aufstand machen", waren zu hören. Eine Viertelstunde später waren in einer Entfernung von nicht 1 Kilometer Schüsse zu hören. Gegen 10 Uhr spannte ich wieder die Pferde an und fuhr mit den Flüchtlingen die Straße nach Bawiak zu. Nach kurzer Fahrt bemerkte ich auf der rechten Straßenseite, ungefähr 50 Meter von der Straße entfernt, in einer Vertiefung eines Gutsackers die vorbeigeführten Gruppen der Verschleppten, die man dort zusammengeschossen hatte. Die einzelnen lagen über- und durcheinander. Rings um die Vertiefung standen die Soldaten und Hilfspolizisten noch mit schußbereiten Karabinern in der Erwartung, daß einzelne der Niedergeschossenen aufstehen und entfliehen könnten (Kessel bei Hasenjagd). Von der Straße gingen immer wieder Gruppen von militärpflichtigen Flüchtlingen (18 bis 30 Jahre; sollten sich in Kutno stellen) zu den Niedergeschossenen und sahen, ob sie noch am Leben waren. Sofern jemand noch Lebenszeichen von sich gab, wurde er mit den Absätzen bearbeitet. Die den Niedergeschossenen abgenommenen Stiefel wurden als Schlagwerkzeug benutzt. Die Liegenden wurden auch beraubt. Ich fuhr langsam an dieser Grauenstätte vorbei und hörte das Schreien und Schimpfen der Schlagenden. Schreie der Niedergeschossenen waren nicht zu hören. Als ich schon ein Stück weitergefahren war, überholten mich die Soldaten und Hilfspolizisten und auch Gruppen der Mordbuben. An ihren Reden und Gesichtern war ihre Freude und ihr Stolz über die vollbrachte Mordtat zu merken. Ein Soldat sagte zum andern: wieviel hast du erledigt? Der Gefragte meinte: Ich habe gar nicht so getroffen, ich weiß es nicht. Darauf erwiderte der erste: Ich werde so zehn auf die Seite gebracht haben. Dies wurde in höhnischer Begeisterung ausgestoßen. Einer der Zivilisten sagte zum andern: Einer ist sogar noch aufgestanden und wollte mich erwürgen, aber ich habe ihm eins gegeben, und dann ließ er los. Dann habe ich ihn richtig bearbeitet.

Von den Soldaten, Hilfspolizisten und Zivilisten habe ich keinen gekannt. Die von mir gefahrenen Flüchtlinge, die Familie Kapalski aus Opalenice, waren die einzigen mir Bekannten. Als die Frau bedauerte, daß man die Deutschen totschlüge, sagte ihr Mann Anton Kapalski: Die Deutschen sind das Erschießen nicht wert. Das geht zu schnell. Ich möchte jeden Tag hingehen und ein Stück von ihnen abschneiden, bis sie tot sind, *ja bymich krajal*.

Gerade eine Woche später, am Sonntag, den 17. September, bin ich an derselben Stelle auf der Rückkehr von Koledawa wieder vorbeigekommen. Die Mordstelle wurde von mir sofort wiedererkannt. Die Flüchtlingsfrauen haben die Stelle auch gleich wiedererkannt. An der Stelle waren aber keine Leichen zu sehen. Beim Lesen des Posener *Tageblattes* Sonnabend–Sonntag, den 14./15., unter dem Abschnitt "Noch ein Grab des Grauens" unterzeichnet mit R.F., war ich dann gleich gewiß, daß es sich bei den Ermordeten aus Sockelstein um die von mir am 10. September hinter Sanpolno gesehenen Ermordeten handelt. v. g. u. Altkirch, den 15. Oktober 1939. Gerhard Tresko. Die Niederschrift des Volksdeutschen G. Tresko wird hiermit beglaubigt. Altkirch, 15. Oktober 1939. Evangelisches Pfarramt. H. Kastner, P."

Ein ähnlicher Bericht zeigt die Massenmordpsychose, die bei den Polen herrschte. Wir haben hier bei dieser Psychose eine Erscheinung vor uns, die immer wieder in der Weltgeschichte auftritt. Es

handelt sich um ein gemeinsames Fanatisiertsein, ähnlich dem bei Hexenverfolgungen oder Kinderkreuzzügen. Die psychiatrische Grundtatsache ist die: in monomanischer Weise lenken die von der Massenhysterie Befallenen ihr Augenmerk auf einen einzigen Gesichtspunkt und lassen alles andere, zumal das, was hemmend wirken könnte, zurücktreten. Im Falle der Polen war die einfache Tatsache, daß einer ein Volksdeutscher ist, genügender Grund zur Auslösung der Massenpsychose. Mochte der Betreffende als polnischer Staatsbürger seine Pflicht getan haben, mochte er als Bauer ein wertvoller Mensch für die Gemeinschaft sein, mochte er als Greis oder Frau oder Kind schonungsbedürftig sein und gewissermaßen unter den ungeschriebenen ewigen Gesetzen aller Menschen stehen – das trat einfach in den Hintergrund, sobald die Vorstellung: "Deutscher" (meist in der Form: "Hitlerowci") ausgelöst war. Ungehemmt und entfesselt raste dann die Mordwut, einem Wildbach gleich, dahin, alles zerstörend, in toller Wut drauflos schlagend oder schießend.

Um ein volles Bild des psychiatrischen Sachverhalts zu gewinnen, ist noch die Frage zu klären, ob man von "sinnloser" Wut sprechen kann oder nicht. Nach der wohl übereinstimmenden Auffassung der Sachverständigen ist dieser Ausdruck fehl am Platze. Es handelt sich nicht um sinnlose Wut, also nicht um einen Zustand, den man zur Not noch mit dem Fehlen des Bewußtseins der Verantwortlichkeit rechtfertigen könnte, sondern um ganz bewußte Vorstellung des Sachverhaltes: vor mir ein Deutscher oder mehrere Deutsche, **daher** müssen sie vernichtet werden. Logisch klare Handlungsweise fehlt also keineswegs. Und damit tragen auch die Polen, ganz gleich ob Offiziere und Soldaten, Strzelce oder andere bewaffnete Organisationen oder Zivilisten, die volle Verantwortung für ihre Taten. Sie teilen freilich diese Verantwortung mit den führenden polnischen Schichten, die ihrerseits ohne **die englische Rückversicherung** nie gewagt hätten, ihr Volk zu den Greueltaten aufzustacheln.

Hören wir nun den Bericht aus Liebenau vom 12. Oktober 1939.

"An das Büro der Volksdeutschen. Posen. Kaiserring.

Unterzeichneter bittet, folgenden Bericht zur Kenntnis zu nehmen:

Am 5. September wurden mein Leidensgenosse Kurt Jesse aus Popavo-Kolonie und ich vom polnischen Militär verschleppt. Wir fuhren per Wagen über Mogilno, Sanpolno, Kladawa bis vor Sörkaw. Hinter Sanpolno hatten wir nun ein trauriges Erlebnis. Wir mußten mit ansehen, wie von polnischen Bestien ungefähr 40 Volksdeutsche erschossen wurden. Dieses geschah schätzungsweise 30 bis 40 Kilometer hinter Sanpolno, an der rechten Straßenseite, 50 bis 70 Meter von dieser entfernt auf einem Acker in einer kleinen Niederung. Man erschoß sie mit Maschinengewehren, welche an einem Schober standen. Die Chaussee führte wohl nach Kolo. Aus der Unterhaltung der polnischen Soldaten untereinander entnahmen wir, daß die Internierten sich geweigert haben sollen, weiterzugehen und darum erschossen worden sind, und weiterhin, daß es 42 Deutsche aus der Mogilnoer und Sanpolnoer Gegend gewesen sein sollten. Auch erzählten sie, daß 60 weitere Deutsche in dieser Gegend erschossen sein sollen. Ob dieses den Tatsachen entspricht, weiß ich nicht.

Da wir wohl die einzigen deutschen Zeugen dieser Mordtat gewesen sind, geben wir diesen Bericht zur Kenntnis. Wir sind gern bereit, den Angehörigen dieser Opfer Auskunft zu geben. Der Vorfall trug sich am 9. September zu. Heil Hitler! Gerhard Ellermann, Liebenau bei Markstadt, Kreis Wongrowiez."

Unter den Berichten findet sich auch folgender, der in herber kürze ein Menschenschicksal bedeutet. Dr. Herbert Fritz erklärt:

"Z. Zt. Rabowice, 23. Oktober 1939.

Ich erkläre ehrenwörtlich, daß ich bei der Exhumierung der Leiche meines von den Polen am 7. September 1939 bei Sanpolno ermordeten Bruders, des Tierarztes Dr. Georg Fritz (Rogasen), am 11. Oktober 1939 anwesend war. Dabei habe ich folgenden Befund an der Leiche festgestellt: die beiden Arme waren ausgerissen, die Finger an beiden Händen abgehackt, beide Ohren und die Nase abgeschnitten, Unter- und Oberkiefer wie die anderen Gesichtsteile waren vollkommen zertrümmert. Im übrigen war fast der ganze Körper durch Hiebe grün und blau geschlagen. Der Befund konnte einwandfrei nachgewiesen werden, da der Tote fast sämtlicher Bekleidungsstücke beraubt worden war. Dr. Herbert Fritz."

Ich befinde mich in der Zentralstelle für Auffindung und Bergung ermordeter Volksdeutscher am Kaiserring 3 in Posen. Es ist dies das Haus der Zentrale der Volksdeutschen des Warthegaus. Vom Posener Schloß, das jetzt erst 30 Jahre alt ist und gewaltig das Stadtbild überragt, gelangt man in wenigen Minuten durch schöne Anlagen zu diesem Hause der Volksdeutschen. Diese schönen Anlagen vermochte auch 20jährige polnische Willkürherrschaft und Gleichgültigkeit nicht zu zerstören, wie man überhaupt das Gefühl hat, daß die alte deutsche Kultur in Posen, Bromberg und den anderen deutschen Städten lebt und jetzt schon wieder unter der polnischen Schmutzschicht fast unzerstört zum Vorschein kommt.

Das Haus der Volksdeutschen hat in den entscheidenden Tagen um den 1. September 1939 Furchtbares miterlebt. War doch dort die Nervenzentrale der Volksdeutschen im Warthegau. Aber auch heute noch trägt dieses Haus schwer an dem Schicksal der ermordeten Volksdeutschen. Ununterbrochen strömt die Schar der Angehörigen herzu, die zum Teil noch in quälender Ungewißheit leben, ob ihre Lieben tot sind oder nicht, ob in den Fällen, wo sie vermißt sind, noch Hoffnung besteht, sie lebend oder wenigstens tot aufzufinden. Oft müssen auch Fragen der Umbettung entschieden werden, wobei Ärzte entscheidend mitzusprechen haben, sehr oft macht auch die Identifizierung Schwierigkeiten, aber gefaßt vor so viel schwerem Leid tun die Männer und Frauen dort ihren Dienst und erfüllen die schwere Pflicht, den Trauernden oder über das Schicksal ihrer Lieben noch Ungewissen die Lage möglichst zu erleichtern.

Eine ständig wachsende Zahl von Berichten, Aufzeichnungen, Beurkundungen strömt in diesem Hause zusammen, und das Bild von den Leiden der Volksdeutschen auf ihren Verschleppungsmärschen rundet sich immer mehr ab zu einem Bild des Grauens und Elends, aber auch der heldenhaft ertragenen Mühen und Leiden: Ein Opfergang sondergleichen, mit dem das deutsche Volk das Recht erkauft hat, nun im Osten **seinem** Leben zu dienen und **seinen** Aufbau zu fördern.

Ebenso erschütternd waren die Einblicke, die ich durch die gerichtsärztlichen Gutachter der Wehrmacht gewann. Ich hatte Gelegenheit, diese Ärzte an ihren Arbeitsstätten aufzusuchen, ich sah dort die lange Reihe von schwarzen Särgen, in denen die ermordeten Volksdeutschen lagen. Sie waren ausgegraben worden, um ihnen eine würdige Bestattung auf einem der Heldenfriedhöfe in Polen zu geben. Mehrere hundert solcher Leichen wurden von den Ärzten aufs genaueste untersucht. Wenn diese Untersuchungen auch durch die bestehende Fäulnis der aufgefundenen Leichen nach mehr oder minder langer Zeit des Liegens erschwert waren, so haben die Gerichtsärzte doch jeweils die zur Aufdeckung des Sachverhaltes notwendigen Feststellungen treffen können. Durch eine Fülle von Lichtbildern und Präparaten ist beweiskräftiges Material festgehalten worden. Eigentlich sollten alle fachlich dazu berufenen Ärzte, also alle Gerichts-, Wehrmachts- und Amtsärzte, davon Kenntnis nehmen.

Niemals hätte ich mir vorstellen können, daß eine derartige Anhäufung von Mordfällen mit allen erdenklichen Werkzeugen, besonders mit Militärwaffen, möglich ist. Die Sachverständigen,

geschult durch langjährige Tätigkeit als Gerichts- und Kriminalärzte in Großstädten, haben mir erklärt, daß sie nie zuvor derart grausame Mordfälle gesehen haben, insbesondere in der unvorstellbaren Häufung, wie sie dort im Raume von Posen und Bromberg angetroffen wurden. Dabei mußten die Pathologen berichten von ihren Beobachtungen bei der Sektion ermordeter Kinder und Greise, wobei ein Lebensalterkreis von vier Monaten bis zu 82 Jahren erfaßt wurde. Mit Sarkasmus bemerkte einer von ihnen, daß auf diesem Gebiete die bei Kulturnationen vorliegenden Erfahrungen insofern nicht zureichen, als Schüsse mit Militärgewehren bei Kindern bislang nicht beobachtet wurden. Inwieweit sich ähnliche Fälle in englischen Herrschaftsgebieten ereignet haben sollten, ist unseres Wissens bislang nicht wissenschaftlich erforscht worden. Aufs tiefste von diesen Eindrücken bewegt, muß ich die Frage nach der Notwendigkeit dieser pathologischen Arbeit positiv beantworten.

Ein Baustein fügt sich zum andern zusammen, und es entsteht ein Gebäude der Erkenntnis, das in einem Maße zuungunsten der Polen ausfällt, wie es wohl vorher niemand für möglich gehalten hätte. Diese medizinischen Befunde sind die lebendigen und durch nichts zu widerlegenden Zeugen von einer Soldateska und einer ebenso verhetzten Zivilbevölkerung, die mit allen Mitteln an der Ausrottung des Deutschtums arbeitete. Kein Arzt in aller Welt – selbst nicht ehrliche französische oder englische Ärzte – werden diese Befunde, die durch zahllose Photographien und Protokolle belegt sind, wegleugnen können. Ja, es wäre sogar Pflicht **aller** Ärzte in der Welt, die überhaupt ein Urteil über diese polnischen Greuel auf den Leidensmärschen sich bilden wollen, von diesen ärztlichen Dokumenten auszugehen. Ihr Urteil wird dann eindeutig dahin ausfallen, daß hier Tausende von Deutschen – man spricht heute von etwa 5000 – in namenloser körperlicher und seelischer Qual ermordet und geschändet worden sind, ohne daß sie irgend jemand das geringste zuleide getan hatten, ohne daß sie sich irgendeines Vergehens gegen ihren Staat schuldig gemacht hatten.

Und für diesen Staat und für diese Mörder haben die großen Nationen England und Frankreich sich in das Abenteuer des Krieges gestürzt. Dieses Mal wird für immer auf ihrer Ehre brennen und sie beflecken.

In dem Gesamtbilde von polnischer Mordlust, die durch sämtliche polnischen Organisationen, ja durch leitende Staatsstellen in Rundfunk und Presse und in Geheimerlassen aufgepeitscht wurde, fehlen auch nicht die perversen Züge. Und hier hat nun wieder der Psychiater das Wort.

Die Tötung durch Erschießen war zwar auf den Märschen ein häufiger Fall, wenn die unglücklichen Opfer des Todesmarsches nicht mehr weiter konnten, und wenn die polnischen Begleitmannschaften, nur um die "Verantwortung" für die Zurückgebliebenen nicht tragen zu müssen, sie kurzerhand erschossen. Aber auch sie haben oft schon von Gewehrkolben und anderen Schlaginstrumenten Gebrauch gemacht, bei denen die Feststellung, daß der Tod wirklich eingetreten sei, meist schwerer ist. Wo aber die Verschleppten entfliehen konnten oder von den Wachmannschaften wegen des drohenden Heranrückens der deutschen Armee verlassen wurden, und wo sie dann den polnischen aufgehetzten Bauern und anderen Polen in die Hände fielen, da wurde mit allen erdenklichen Mitteln auf sie losgeschlagen, mit Brechstangen und Äxten, mit Zaunlatten und Heugabeln usw., die Fußtritte nicht zu vergessen. Die Spuren solcher Wunden werden nach Möglichkeit vom Pathologen aufgedeckt.

Fälle, in denen die Leichen geschändet wurden, z. B. Lunge und Herz herausgerissen wurden, werden auch berichtet. Jedoch zeigt das ärztliche Studium der polnischen Mordtaten, daß das Hauptgewicht weniger auf diese einzelnen Fälle von besonderem Sadismus und Austoben einer pervertierten Veranlagung zu legen sei, sondern auf die ärztlich in immer wieder neuer Abschattierung festgestellte sinn- und zwecklose Massenermordung von Volksdeutschen und die unsäglichen Quälereien, bei denen das Körperliche und das Seelische sich häufig die Waagschale

hielten.

Den Arzt muß bei den Schilderungen von den Mordtaten immer wieder die Tatsache bewegen, bis zu welchem Grade der menschliche Körper fähig ist, Verletzungen, Schmerzen und Leiden zu ertragen. Ein Volksdeutscher namens Karl Dreher hat ausgesagt, daß bei der Verschleppung von etwa 400 Volksdeutschen von Schrimm nach Wreschen ein Herr Sonnenberg aus Czempin am 2. September mit dem Kolben einen so schweren Schlag auf den Rücken erhielt, daß der Kolben abbrach.

Ein besonderes Kapitel bildet der Hunger und der Durst und die Verhinderung der Menschen, die natürlichen Bedürfnisse zu verrichten. Alle Berichte über die Verschleppung stimmen darin überein, daß die Wachmannschaften selbst möglichst gut aßen und tranken, aber dadurch Tantalusqualen in den Verschleppten erzeugten. Daß sie ihnen nichts abgaben, ja, sie noch am Wasserholen hinderten. Ein Eßlöffel Wasser am Tage, mehrere Tage lang überhaupt nichts zu essen, das kam vor. In der Verzweiflung versuchten einige, unauffällig eine Steckrübe aus dem Felde herauszureißen. Sie mußten gewärtigen, dafür geschlagen oder mit dem Bajonett gestochen, wenn nicht gleich ermordet zu werden. Die Schädigungen, die durch Hunger und Durst und durch die Unterdrückung der natürlichen Bedürfnisse bei den Volksdeutschen zurückblieben, und an denen sie vielleicht ein ganzes Leben leiden werden, sind für alle Zeiten lebendige Anklagen.

Immer wieder kommen in den Berichten Schilderungen vor, die uns ein "Unmöglich" abzuzwingen scheinen. Alte Leute brechen zusammen und können nicht mehr mitmarschieren. Die Wachmannschaften versetzen ihnen Fußtritte, Kolbenschläge, Bajonettstiche. Da raffen sie sich doch noch einmal auf, reihen sich wieder ein und marschieren mit, meist freilich gestützt und geschleppt, ja zuweilen sogar getragen von ihren Nebenmännern.

Man kann in den Berichten stundenlang blättern und wird nicht müde, dieses Hohelied eines stillen Heldentums zu bewundern, das die Volksdeutschen um ihrer Familie und um Deutschlands willen auf sich nahmen. In einem Bericht heißt es: "In Turek mußten wir den ganzen Tag über in einem nassen Graben sitzen, abends ging es weiter." Was mag ein solcher Satz allein enthalten an Krankheiten oder Krankheitsmöglichkeiten, die sich auf Erkältungen, Rheuma und alle möglichen anderen Gebiete erstrecken können.

Einmal, in Turek, rissen polnische Soldaten das Pflaster auf und warfen mit Pflastersteinen in die etwa 250 Mann starke Marschgruppe hinein. Zahlreiche Volksgenossen wurden getroffen, mindestens 25 Mann mußte man schwerverletzt zurücklassen und einem ungewissen Schicksal preisgeben – oder vielmehr einem gewissen Schicksal; denn der Tod war ihnen so gut wie sicher.

Auch Treibjagden wurden veranstaltet. Einmal lesen wir in einem Bericht:

"Polnische Kavallerie ritt in eine Gruppe volksdeutscher Verschleppter hinein, zersprengte sie, so daß die Volksgenossen über die Felder liefen. Hierauf griff das polnische Militär zu Gewehren und Maschinengewehren und schoß in die versprengten Volksgenossen hinein wie bei einer Treibjagd. Man kann sich denken, wie viele schreckliche Verwundungen verschiedenster Art dadurch entstanden sind, und wieviel ärztliche Kunst aufgeboten werden muß, um die Überlebenden zu heilen."

Die Züge der Verschleppten haben sich ganz verschiedenartig abgespielt. Zum Teil waren es, wie wir sahen, kleinere Züge, die sich aus dem oder jenem Grunde bald wieder auflösten. Zum Teil waren es aber Züge von acht bis zehn Tagen und noch weit darüber. Ein **Hauptzug nach Lowitsch** ist einem Strom zu vergleichen, in den immer wieder neue Flüsse einmünden. So stießen Züge von vielen Ortschaften und Städten aus Pommerellen auf diesen Zug, der dann schließlich auf 4000

Teilnehmer anschwoll. Man kann eine Gesamtzahl also nur schätzen, und die Zahl von etwa 10 000 Volksdeutschen, die die Martern eines kürzeren oder längeren Leidensmarsches ertragen mußten, dürfte eher zu niedrig sein. Welcher Raubbau an bestem deutschem Volksgut ist da getrieben worden! Jetzt noch, Ende November, da diese Zeilen geschrieben werden, finden sich täglich Fälle von solchen, die plötzlich ernsthafte Nachwirkungen der Leidensmärsche spüren. So berichten es die Ärzte im volksdeutschen Raum. Nicht wenige haben sich Herzleiden zugezogen, die ihnen zuerst nichts oder kaum zu schaffen machten, sich aber jetzt plötzlich verschlimmern und nicht selten zum Tode führen. Dabei vergessen wir nicht die große Zahl derer, die als Überlebende noch in ärztlicher Behandlung sind, sei es in Krankenhäusern von Posen, Bromberg oder Graudenz oder privat.

Ein Graudenzer Nervenarzt spricht

Hatte die Posener Gruppe schon Unsägliches zu leiden, so steigert sich das Bild des Grauens noch, wenn wir an die Deutschen aus Pommerellen denken. In diesem alten deutschen Raum sind die Träger der deutschen Kultur und die Nachkommen derer, die dort von je und je allein Kultur geschaffen haben, schlimmer als das Vieh behandelt, schlimmer als irgendein Schädlingsgezücht vernichtet, erschlagen, erschossen worden. Der einmalige geschichtliche Vorgang, der in den Leidensmärschen aller Volksdeutschen im ehemaligen Polen liegt, hat sich dort in Pommerellen gesteigert zu einem Bild von solcher Eindringlichkeit, daß es neben den größten Heldenzügen aller Zeit bestehen kann.

Von vielen Seiten her strömten die Scharen der Deutschen zusammen, und es ist nicht möglich, auf kurzem Raum alle gleichzeitig erfolgten Handlungen und Mißhandlungen zu schildern. Wir wollen uns daher einen Überblick über die Vorgänge verschaffen, indem wir wieder den Hauptton auf die gesundheitlichen Dinge legen und möglichst Ärzten das Wort geben. Zunächst werden wir an Hand eines Berichtes des volksdeutschen Nervenarztes Dr. Hoffmann aus Graudenz einen Gesamtüberblick gewinnen und dann noch einmal diesen Zug von Westen nach Osten an Hand authentischer Berichte selbst mitzuerleben versuchen. Der Bericht von Dr. Hoffmann, in dem uns auch die einleitenden Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen recht aufschlußreich erscheinen, lautet folgendermaßen:

"Meinen Ausführungen über die Erlebnisse als Verschleppter möchte ich folgende grundsätzliche Feststellungen zugrunde legen: Zunächst: Ich beherrsche die polnische Sprache in Wort und Schrift, d. h. ich sagte mir, als ich mich im Jahre 1919/20 entschloß, nicht auszuwandern, sondern irgendwo einem Verein der sog. Heimattreuen anzugehören, daß die Voraussetzung meines Verbleibens in Polen die vollkommene Beherrschung der Landessprache sein müsse. Gerade ich als Arzt für Nerven- und Seelenleiden war ja auf den Gebrauch der Sprache mehr angewiesen als jeder andere Kollege. Nun soll man sich aber nicht vorstellen, daß die Erlernung gerade des Polnischen etwa so leicht ist wie die des Englischen, Französischen, Italienischen, wenn sie auch nicht ganz so schwer ist wie die des Finnischen oder Ungarischen, also der uralaltaischen Sprachen, ganz zu schweigen von der Buschmannsprache mit den unaussprechlichen Schnalzlauten oder dem Baskischen, von dem es heißt, der Teufel habe versucht, diese Sprache zu erlernen, und als er sich zur Prüfung stellte, mußte er die Feststellung machen, daß er nur sieben Worte beherrschte... und die waren alle falsch. Auch das Polnische enthält merkwürdige Laute, und man kann nur unter großer Mühe hinter das Geheimnis der Aussprache der polnischen Zischlaute kommen. Mir ist es schließlich gelungen, aber der Russe z. B. bleibt sein Leben lang an der mangelhaften Aussprache des Polnischen erkennbar. Man konnte mir also nicht den Vorwurf machen, daß ich aus "hakatistischen" Gründen – in Polen war man mit solchen Vorwürfen gegenüber den Deutschen immer rasch bei der Hand – die Sprache nicht hätte erlernen wollen. Freilich muß man dieser polnischen Einstellung und Voreingenommenheit zugute halten, daß man es eben für ausgeschlossen hielt, daß der Deutsche bei

seinem Fleiß und seiner Gewissenhaftigkeit nicht imstande sein sollte, das Polnische so rasch zu begreifen, wie etwa der Pole das Deutsche erlernt. Nun ist der Slawe, insbesondere der Pole, sprachbegabt und kann bzw. konnte bei seinem tiefgewurzelten Mißtrauen gegen alles, was deutsch ist, um so weniger verstehen, daß der Deutsche in den abgetretenen Gebieten des ehemals zu Deutschland gehörenden Neuerwerbs nicht Polnisch lernen konnte. Dank dieser Beherrschung des Polnischen hatte ich mir nicht nur die sprachliche Verständigung ermöglicht, sondern auch den Weg zu den Herzen meiner polnischen Klientel gebahnt. Nun muß man ferner wissen, daß gerade in der führenden Oberschicht die unter dem Begriff der Psychasthenie, Psychopathie – oder wie man es zu nennen beliebt – fallenden Krankheitserscheinungen sehr verbreitet waren. So habe ich bis in die letzte schwere Zeit trotz des offiziellen Boykotts immer wieder, wenn auch zwangsläufig nur noch vereinzelt, Beweise einer treuen persönlichen Anhänglichkeit und Dankbarkeit auch von seiten solcher Polen erfahren können, die ihrem Herkommen, ihrem Beruf, ihrer Stellung nach offiziell allem Deutschen den erbarmungslosesten und rücksichtslosesten Kampf angesagt hatten. Mir war aus ebensolchen Kreisen das Anerbieten gemacht worden, sich für mich einzusetzen, wenn es einmal nötig werden sollte. Ich durfte und konnte selbstverständlich solche Versprechen nicht zu ernst nehmen; denn zu weit hätte sich keiner dieser "Bürgen" herauswagen können, ohne sofort der Spionage mit allen Folgerungen geziehen zu werden. Ich hatte also ernstere persönliche Verunglimpfungen bislang nicht zu spüren bekommen, sondern war als sog. loyaler Staatsbürger geachtet, obschon ich mich selbstverständlich auch an führender Stelle zu meinem Volkstum bekannt hatte, so als Mitglied des deutschen Stadtverordnetenkollegiums – solange dieses noch nicht ausgemerzt worden war –, oder als langjähriger Obmann der Jungdeutschen Partei. Man hatte mir es sogar nachgesehen, daß ich in meinem Wartezimmer ein Büro dieser Partei eingerichtet hatte. Ich muß dieses alles vorausschicken, um nicht in den Verdacht der falschen Voreingenommenheit für oder gegen das polnische Volk zu kommen.

Ich hatte vor meiner Verhaftung wiederholte Warnungen erhalten: auch andere Anzeichen schon Wochen vor Ausbruch des Krieges – wiederholte Fernanrufe des Nachts, mich schwer belastende Briefe von angeblichen Volksdeutschen – wiesen darauf hin, daß etwas Unheimliches, schwer zu Fassendes in der Luft hing, wie ein Gewitter, das nach Entladung drängt. Daß ich ausgerechnet am 29. August das Fest meiner Silberhochzeit beging, brachte uns mehrfach in die Versuchung, diesen außergewöhnlichen Anlaß als willkommene Gelegenheit zu einem Besuch unserer Töchter in Danzig zu benutzen. Daß ich der Versuchung nicht erlegen bin, und daß meine gute tapfere Frau mir half, dem Kommenden gefaßt entgegenzusehen, daß ich schließlich Schweres durchmachen mußte, dafür bin ich rückschauend dem Schicksal, das es mit mir noch glimpflich gemeint hat, dankbar: dankbar vor allen Dingen auch im Hinblick auf die erlebte treue Kameradschaft. Denn nach allem, was mir nachträglich erzählt wird, war ich aus unserer Gruppe zum Schluß wohl am meisten gefährdet gewesen, und die Befreiung kam noch gerade vor Toresschluß.

Als ich am 1. September zusammen mit noch 117 Deutschen in Graudenz verhaftet wurde, um, wie es in dem amtlichen Schreiben hieß, sichergestellt zu werden, da ahnten wir zum Glück noch nicht, worin diese Sicherstellung bestehen würde: wir machten uns auf einen Transport in irgendein Lager gefaßt. Wir rechneten mit einer eintönigen Gefangenschaft bei ganz notdürftiger Verpflegung. Aber die Vermutung, daß wir einen Gang durch die Hölle würden antreten müssen, wäre auch dem größten Schwarzseher unter uns nicht in den Sinn gekommen. Dabei hatte die Graudenzer Gruppe im Vergleich zu den furchtbaren Erlebnissen der **Bromberger** und Schwetzer weniger auszuhalten. Besonders muß auf das Verhalten der Graudenzer Hilfspolizisten hingewiesen werden. Diese armen Kerle, die 24 Stunden ohne Verpflegung und Schlaf bei ewigem Anschnauzen durch die staatliche Polizei ihren Dienst versahen, suchten unsere Lage nach besten Kräften zu mildern. Selbst halb verdurstet und zum Umfallen müde (sie schliefen auf ihre Bajonette gestützt neben uns ein), besorgten sie Wasser und halfen unsere Nöte mildern. So sagte der mich zur Graudenzer Sammelstelle transportierende Hilfspolizist, der mich in Gegenwart seines Vorgesetzten anbrüllte: "Beeilen Sie sich, beim Versuch zu sprechen oder sich umzudrehen, erschieße ich Sie sofort", mir

später, als wir ganz allein eine menschenleere Straße entlanggingen: "Herr Doktor, verzeihen Sie mir, wenn ich anders handle, werde ich an die Wand gestellt oder komme an die Front." Diese armen Teufel handelten im Auftrag einer mit satanischem Geist ausgestatteten Macht, waren nichts wie armselige Werkzeuge, die blindlings handeln mußten, um das eigene armselige Leben zu retten.

Nach 14stündigem Aufenthalt in einem Graudenzer Kino waren wir um ½3 Uhr nachts glücklich abfahrtbereit. Auf dem Graudenzer Bahnhof wurden wir in einem offenen Kohlenwagen zusammengepfercht, wo wir weder sitzen, noch stehen, noch liegen konnten. Es standen eine Menge Personenwagen zur Verfügung, die unbenutzt mit nach Thorn rollten. In Thorn hatten wir kurzen Aufenthalt, wir suchten wenigstens unsere Notdurft zu verrichten. Natürlich waren die beiden zur Verfügung stehenden Gelegenheiten gänzlich unzureichend. Unsere armen Frauen und Mädels hatten besonders zu leiden, denn die Polen nahmen keine Rücksicht auf den Umstand, daß Männer stets mit zugegen waren. Die Örtlichkeit selbst befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand. Da wir nur kurzen Umladeaufenthalt hatten, ging es den Transportführern viel zu langsam. Nie vergessen werde ich die Worte, die ein polnischer Offizier(!) den alten Damen, die sich nicht so rasch Platz verschaffen konnten, zurief: "Seicht Euch aus, ihr alten deutschen Säue!" Das war schon ein Vorgeschmack auf das Kommende.

Wir fuhren dann von Thorn über Sierpc, Plock, Kutno, Czerniewice. In Sierpc bekamen wir zum erstenmal eine Vorstellung davon, daß etwas in der Zugverbindung nicht stimmte. Wir hörten dauernd schwere Einschläge, die wir bald richtig als Bombenabwürfe deuteten. Unsere Begleitmannschaften verließen den Wagen, machten sich schußfertig und nahmen die Flieger aufs Korn. Ein höherer Staatspolizist erteilte Instruktionen. Wir mußten trotz des Ernstes der Situation lachen. Den Wagen zu verlassen, hatten wir keine Möglichkeit, denn jeder Platz war versperrt. Nachdem endlich die Strecke wieder freigegeben war, setzten wir unseren Weg nach Plock–Kutno fort. Auch hier war eine vor Wut und Haß wahnsinnige Bevölkerung. Es fielen ununterbrochen Fliegerbomben, und wir dachten jeden Augenblick, daß uns das Schicksal erreichen würde. Unsere Hilfspolizisten ließen es sich nicht nehmen, uns zu versorgen: sie beschafften uns sogar Liebesgaben vom polnischen Roten Kreuz, indem sie uns für Flüchtlinge ausgaben! Und der Transportleiter – ein Leutnant, im Zivilberuf Oberlehrer in Graudenz, drückte beide Augen zu und erwies sich als ein anständiger Mensch.

Auf dem Bahnhof versahen eine Menge auffallend hübscher und sauber gekleideter Judenmädchen den Roten-Kreuz-Dienst. Nie werde ich in meinem Leben die Ausbrüche eines irrsinnigen Hasses vergessen, als die "Damen" plötzlich merkten, daß wir Flüchtlinge ganz eigener Art, nämlich Hitlerowcy waren. Sie begannen unter girrem Lachen zu kreischen, fingerten mit den Händen in der Luft, wie schwer Benommene beim "Flockenlesen"! Wenn der Zug nicht unsertwegen, sondern aus anderen Gründen kurz darauf sich in Bewegung gesetzt hätte, dann hätten sie uns jedes Glied langsam und mit Genuß mit den Fingernägeln auseinandergepflückt. Ich konnte meinen Leidensgefährten nur warnend zurufen, daß sie vom Fenster zurücktreten sollten.

Wir kamen von Kutno auf eine Nebenlinie der Hauptbahn nach Czerniewice, von wo wir den Fußmarsch nach der Zuckerfabrik Chodcen antraten. Hier verließ uns leider unsere bisherige Begleitung, und wir gerieten in die Hände von Teufeln in Menschengestalt. Schon die Gesichter unserer neuen Herren ließen uns ahnen, was uns bevorstand. Die Hilfspolizisten wurden durch die berüchtigten Schützen – Strzelcy – und kongreßpolnische Polizisten ersetzt. Wir wurden in einem großen Schuppen untergebracht. Dieser hatte eine Länge von 50 Metern, eine Höhe von ca. 12 Metern und eine Breite von ca. 15 Metern. Als Ausgang diente eine einzige Öffnung von Mannsbreite und anderthalb Mannshöhe. Die Ventilation des im übrigen genügend belichteten Raumes – es befanden sich an den Schmalseiten des Schuppens große Fenster – wurde durch eine einzige 50x50 Zentimeter große Klappe an der Westseite vermittelt. Die Deckenventilation war nicht in Ordnung. Gegenzug war nicht vorhanden. Der Boden war mit frischem Stroh ausgelegt.

Wir wurden angewiesen, Gänge in ½ Meter Breite und Strohlager aufzuschütten. Es durfte kein Zwischenraum zwischen den einzelnen Lagerstätten bleiben. Wir waren schließlich zu 800 Mann in dem Schuppen untergebracht. Es herrschte bald eine erstickende Luft in dieser scheußlichen Höhle. Namentlich in den ersten Stunden, als sich die aufgeregten Menschen noch nicht zum Hinlegen entschließen konnten, glaubte man vor Staub und Hitze umkommen zu müssen. Dazu gesellte sich bald ein unbeschreiblicher Geruch, da die Leute gezwungen waren, ihre schon seit vielen Stunden zurückgehaltene Notdurft zu verrichten. Und als Eingang und Ausgang stand für die Hunderte von Menschen nur die schmale Pforte zur Benutzung. Wir errechneten, daß wir mindestens gute drei Stunden benötigten, um einmal in den Genuß des Austretens gelangen zu können. Ebensoviel Zeit nahm das Essenempfangen in Anspruch: wir erhielten in den drei Tagen Aufenthalt nur zweimal einen Tassenkopf warmer Brühe mit Kartoffeln und Kohl.

Große Sorge bereitete uns die Beschaffung von Trinkwasser: die hereingereichten Kübel waren sofort vergriffen. Wer kein Trinkgefäß sein eigen nannte, ging leer aus. Ich hatte unter den Durstqualen entsetzlich zu leiden, da ich mich nicht genügend sattrinken konnte und auf die Hilfe meiner Graudenzer Kameraden angewiesen war, deren Vorräte auch nur knapp waren. Hunger verspürten wir im allgemeinen nur wenig. Ich habe beispielsweise fünf Tage außer einer halben Schnitte trockenen Brotes und einem Zipfelchen Wurst nichts zu mir genommen und keinerlei Zeichen von Schwäche dabei empfunden. Was mir allerdings sehr zu schaffen machte, das war der ständige Durst. Es war ein großes Glück, daß sich bei der unregelmäßigen Verpflegung keine stärkeren Verdauungsstörungen besonders bei den vielen schlecht genährten Leidensgefährten und älteren Leuten einstellten. Da unser Aufenthaltsraum um Punkt 8 Uhr abends geschlossen wurde, hätte eine Durchfallsepidemie zu katastrophalen Folgen führen müssen. Natürlich wurden hier und da die Lagerstätten verunreinigt, aber das hielt sich noch in erträglichen Grenzen. Wenn man aus der frischen Luft kommend den großen Schuppen betrat, schlug einem trotzdem eine Luft entgegen, die zum Umfallen nötigte. Die polnische Lagerleitung hatte sich, um das Maß vollzumachen, geradezu sadistische Methoden ersonnen, um uns, besonders unsere Frauen, zu demütigen. Es durfte nur eine beschränkte Anzahl von Personen, zunächst fünf, später zehn, gleichzeitig austreten. Die Frauen begleiteten zum Abort etwa fünfzehnjährige Burschen, die, mit schweren Eichenknüppeln bewaffnet, neben den Frauen bei Verrichtung ihrer Notdurft Stellung nahmen und ihre helle Freude verrieten, an den verhaßten Deutschen auf diese Weise ihr Mütchen kühlen zu dürfen. Für uns Männer hatten die Polen auch eine fein ausgeklügelte Maßnahme erdacht, um uns zu erniedrigen und selbst die Verrichtung der Notdurft zu einer Qual zu gestalten. Die Latrinen waren so angelegt, daß unsere Frauen beim Wasserholen rückwärts an uns vorübergehen mußten. Wenn man an das bei vielen Männern auftretende sogenannte "Harnstottern" in Gegenwart anderer denkt, so wird einem klar werden, daß es vielen unserer männlichen Volksgenossen unmöglich war, die kurze Frist zur Erledigung ihrer Bedürfnisse einzuhalten. Und die Wachmannschaften sorgten schon dafür, daß die Frist von fünf Minuten nicht überschritten wurde. So wurde das Austreten für die meisten eine Qual.

Es wird sicher aufschlußreich sein, zu erfahren, wie sich der Mensch verhält, wenn er tagelang einem seelischen Druck und außergewöhnlicher Belastung ausgesetzt wird: der sogenannte "Innere Schweinehund" hat sich bei mir eigentlich nur gemeldet, als die Beschießung von Graudenz losging. Im Gegensatz zu meiner Frau und unserer Hausgehilfin, die ihrer gewohnten Beschäftigung nachgingen oder sich künstlich zu schaffen machten, war ich unruhig und wanderte von einem Zimmer ins andere. Mit dem Augenblick der Verhaftung hatte ich mein seelisches Gleichgewicht wiedererlangt. Gewiß gab es recht ungemütliche Augenblicke, als wir z. B. in dem mit Verschleppten und Flüchtlingen vollgepackten Zuge der Gefahr ausgesetzt waren, durch eine Fliegerbombe zu Hunderten in Atome zerrissen zu werden, gewiß war es kein schönes Gefühl auf dem Marsche, mit Aufbietung aller Kräfte trotz furchtbarer Müdigkeit, Durst und Schmerzen sich weiterschleppen zu müssen, immer den Tod angesichts der Ermordung von zurückbleibenden Leidensgenossen vor Augen. Ich hatte mir als bestes Mittel gegen das Lockerwerden der

Vorstellungskraft, gegen das Schweifen der Phantasie in das Gebiet des Grauens vorgenommen, überhaupt nichts mehr zu denken, auch nichts mehr zu sprechen. Ich sagte mir, durch das Führen eines auch noch so belanglosen Gespräches baut sich deine ohnehin nur noch knapp bemessene geistige Spannkraft ab. Als wir kurz vor unserer Befreiung durch unsere nervös gewordene Begleitung immer häufiger beschossen wurden, da drängte sich mir auf einmal die Befürchtung auf, ich könnte einen Rückenmark- oder Blasenschuß erhalten. Und diese Vorstellung war für mich um so grauenhafter, als ich in meinem Spezialberuf eindrucksvolle Bilder dieser beiden Leiden zu sehen häufig Gelegenheit gehabt hatte.

Dwinger hat uns in seinem Buch "*Die Armee hinter Stacheldraht*" anschaulich geschildert, wie sich unter Eingeschlossenen allmählich die Erscheinungen einer seelischen krankhaften Umstellung verbreiten, die man wohl unter der geläufigeren Form als Haft-, Gefängnis-, Situationspsychose antrifft, und zwar auch im gewöhnlichen Leben, da allerdings nicht als Massenerkrankung. Ich hatte mir vorgenommen, sofort nach der Verhaftung auf alles zu achten, natürlich auch bei mir selbst, was aus der Grenze des Normalen herausfiel. Darunter verstehe ich die Qualen des Durstes, die Strapazen der Gewaltmärsche, den Anblick der sich vor unseren Augen vollziehenden Ermordung von Leidensgefährten, das allmähliche Wissen um die Tatsache des In-den-Tod-Getriebenwerdens.

Ich denke aber auch an die kleinen Selbstverständlichkeiten und Alltäglichkeiten! Wie wurden wir damit fertig?

Nun, diese Selbstverständlichkeiten wurden für uns ein Erlebnis, spielten in unserer armseligen Umgebung eine ausschlaggebende Rolle und waren damit ihrer Alltäglichkeit entkleidet. Ich schilderte bereits die qualvolle Erwartung, rechtzeitig in den Genuß des Austretens gelangen zu dürfen, sich den Genuß des Verweilens in der frischen Luft für ein paar kärgliche Minuten verschaffen zu können. Obschon wir nur drei Tage in einem allerdings zur Hölle hergerichteten Lager verweilen mußten, war unsere Stimmung schon am zweiten Tage auf dem Siedepunkt angelangt. Wir sahen die kleinen Schwächen bei den meisten von uns, noch mehr natürlich die Kennzeichen der krassen Selbstsucht bei einigen Ausnahmen unter uns gewissermaßen unter dem Mikroskop. Not macht bekanntlich erfinderisch und hellhörig! Und sehr rasch ging eine gereizte, nach Gelegenheit zur Entladung drängende Stimmung durch unsere Reihen. Daß wir die wenigen unkameradschaftlich Eingestellten bald herausgefunden hatten, ist selbstverständlich. Ich sehe noch vor mir einen mit ausgesprochenem Turmschädel bedachten jungen Menschen, dessen äußeres Erscheinungsbild ganz zu dem sonstigen Verhalten paßte. Als sich dieser ausgerechnet den unerhörten Luxus erlaubte, nach dem Waschen, für das uns ja nur knappe Minuten zur Verfügung standen, auch noch der Pflege der Zähne einige Minuten zu widmen, Minuten, die uns wie Stunden erschienen, da war das Maß voll. Wir hätten den Ahnungslosen, der mit einer selbstverständlichen Rücksichtslosigkeit handelte, nach der Rückkehr in die Halle am liebsten verprügelt, ja mit wahrer genießerischer Wollust warteten wir auf den geringsten Anlaß des Eingreifens, obschon wir uns darüber klar waren, daß der Fall einer Disziplinlosigkeit nicht auszudenkende Folgen für uns gehabt hätte. Nicht weniger brachte uns das Verhalten eines anderen Volksgenossen, dem allerdings sein besonderer Beruf besondere Verpflichtungen hätte auferlegen sollen, in seelischen Aufruhr. Denn es gehört schon eine Unverfrorenheit, eine Gedankenlosigkeit sondergleichen dazu, sich von einem Leidensgefährten, der selbst von beruflicher Arbeit gebeugt und in den Tagen der Verschleppung besonders abgefallen war, den mit Vorräten prall gefüllten Koffer schleppen zu lassen. Wenn jemand von Berufs wegen die Liebe zum Nächsten zu verkünden hat, dann muß man wenigstens so tun, als wenn man den schüchternen Versuch machte, entsprechend zu handeln. Kein Wunder, daß dieser Vertreter der transzendentalen Fakultät von mir sehr robust zur Rede gestellt wurde, und daß die anderen Leidensgefährten je nach Temperament mit ihm ähnlich verfuhren. Ich wartete mit einer wahren Wollust auf den Augenblick, daß der zur Rede Gestellte etwas erwiderte, um mich dann auf ihn zu stürzen. Er war zum Glück für uns alle so klug, nichts zu erwidern. Von meiner Seite handelte es sich nicht um einen gewöhnlichen Affektausbruch, es war vielmehr bereits eine

krankhafte Neigung, Händel zu suchen; die Fliege an der Wand begann uns bereits zu ärgern, wohlgemerkt schon am zweiten Tage des Lageraufenthalts! Man war ebenso wütend darüber, daß der Vereinzelte trotz der trostlosen Umgebung seine Eßlust nicht verlor, wie darüber, daß der liebe Nächste überhaupt keinen Anlaß zu Zusammenstößen bot. Die heiteren und ausgeglichenen Temperamente kamen unter uns natürlich am besten weg. Zum Schluß, kurz vor unserer Befreiung, befanden wir uns freilich alle in einem Zustand restloser Ergebenheit in unser Schicksal und torkelten im wahren Sinne des Wortes daher wie die Schafe, die zur Schlachtbank getrieben werden.

Drei Tage weilten wir in Chodcen: wir ahnten dort zum Glück nicht, daß uns noch viel Schlimmeres bevorstand. Wir gaben uns der trügerischen Hoffnung hin, daß wir allmählich nach Einrichtung und Verteilung in diesem Lager in geordnetere Verhältnisse kommen würden, zumal man die Frauen und Mädchen am dritten Tage von uns sonderte. Mich hatte freilich eine unbestimmte Ahnung befallen, daß irgend etwas nicht stimmte. Und so hatte ich meinen Leidensgefährten den Rat gegeben, erstens nur die notwendigsten Bewegungen zu machen, d. h. auf der Lagerstätte zu liegen und zu dösen, an nichts zu denken. Wir waren ja von jeder Nachricht aus der Welt abgeschnitten, und allerhand Gerüchte schwollen lawinenartig an. Zwar glaubten wir nichts, was unsere freundlichen Aufseher mitteilten, z. B. daß das Rheinland besetzt und Ostpreußen in polnischer Hand sei. Aber ich empfahl, grundsätzlich nur günstig klingende Nachrichten weiterzuverbreiten, auch wenn sie noch so unglaubwürdig klangen. Denn ich sagte mir: Mit deiner Energie mußt du haushalten, wie mit der knappen dir zur Verfügung stehenden Nahrung.

Inzwischen hatte sich das Ungewisse und scheinbar Hoffnungslose unserer Lage immer mehr auf den Gemütszustand unserer Leidensgefährten ausgewirkt. Wir Graudenzer waren zwar eine verschworene Schicksalsgemeinschaft geworden, und wenn einer zu verzagen begann, dann richtete der Nachbar ihn wieder auf und umgekehrt. Aber in den anderen Gruppen griffen bald Verzweiflung bis zum Ausbruch von Geistesstörungen um sich. Ich wurde wiederholt zu Leuten gerufen, die das offene Bild von Psychosen boten. In der Nacht vom 6. zum 7. September rief man mich zu einem jungen Menschen, der sich mit einem Taschenmesser die Kehle durchgeschnitten hatte. Die Verletzungen waren, obwohl die Luftröhre unterhalb des Kehlkopfes glatt durchgeschnitten war und der Mann wie beim Luftröhrenschnitt atmete, nicht lebensgefährlich; denn es waren keine Schlagadern, sondern nur die Venen und Halsmuskeln verletzt. Ich konnte nichts weiter machen, als den Kranken notdürftig beim Schein einer schwach leuchtenden Taschenlampe zu verbinden. Dann machte ich dem Posten Mitteilung. Aber weit gefehlt! Statt den Verletzten wenigstens hinauszutransportieren, ließ man ihn bis zum Morgen liegen. Und als dann der Abtransport erfolgte, mußte der Unselige mitmarschieren. Ich kann mir nur vorstellen, daß ein melancholischer Zustand, bei dem bekanntlich unter dem Eindruck seelischer Qual jedes körperliche Schmerzgefühl zu schwinden pflegt, den Kranken zu dieser übermenschlichen Kraftleistung befähigte.

Unter den Insassen des Schuppens fiel eine größere Gruppe, etwa 70 Mann, auf, die nur polnisch sprach und sich durch ihre Kleidung sofort als Kongreßpolen kennzeichnete. Ich fragte diese Leute, weshalb man sie verhaftet hätte. Sie gaben an, aus der Nähe des Lagers zu stammen und evangelischen Glaubens zu sein. Sie hatten alle deutsche Namen, wie Marehnke, Schmidt, Meyer usw.; im übrigen bekannten sie sich zum polnischen Volkstum. Eine in der düster wirkenden Umgebung durch ihre Haltung und Kleidung günstig auffallende Dame gab an, nur vier Kilometer entfernt von einem Rittergut zu stammen. Sie sprach noch fließend deutsch und bekannte sich noch zum Deutschtum. Die Kinder waren sämtlich fanatische Polen, die Söhne sowie die Schwiegersöhne standen in der polnischen Armee als Offiziere. Wie später festgestellt wurde, hat die Unglückliche unter den Tritten eines Strzelec-Schützen ihr Leben ausgehaucht.

Am 7. September morgens um ½6 Uhr wurden wir zum Antreten kommandiert. Da wir den großen Raum nur durch die schmale, knapp mannsbreite Pforte verlassen konnten, dauerte es fast vier Stunden, bis wir eingeordnet waren, zumal sich nicht nur unsere etwa 800 Mann starke Gruppe,

sondern auch die anderen Leidensgefährten zum Abmarsch bereit machen mußten. Wir zählten zusammen schätzungsweise 5000 Mann. Bis an die Zähne bewaffnete Hilfspolizisten, Staatspolizisten und Angehörige der Schützenverbände umgaben uns. Nun begann der Zug des Grauens. Die Begleitmannschaft sprach mit uns kein Wort; es war daher ausgeschlossen, etwas über das Wohin auch nur andeutungsweise zu erfahren. Es war ein Glück, daß wir uns noch immer von der trügerischen Hoffnung umgaukeln ließen, wir würden nach einer Verladestation gebracht, und der Fußmarsch sei wegen der schwer benutzbaren, mit Truppentransporten überbeanspruchten Haupteisenbahnstrecken nur vorläufig. Um 10 Uhr morgens marschierten wir los, das Wetter war herrlich, die Stimmung der Wachmannschaft scheinbar günstiger, man ließ uns trinken, einzelne der Wachmannschaften holten uns sogar Wasser. Da die in der Nacht immer stärker werdende Kanonade verstummt war, deutsche Flieger nicht zu sehen waren, bildete ich mir ein und teilte diese meine Hoffnung meinen Kameraden mit, daß ein Waffenstillstand bevorstände. In dieser Annahme bestärkte mich noch die Wahrnehmung, daß ein polnischer Flieger in ganz niedriger Höhe nach der deutschen Front zu strich. Wir hatten sonst polnische Flieger nur ganz vereinzelt gesehen. Unsere Stimmung begann sich also zu beleben, zumal wir durch landschaftlich schöne Gegenden kamen, wenn ich nicht irre, um die Stadt Chodeczek. Nach zweistündigem Marsch änderte aber die Landschaft ihr Gepräge, unseren traurigen Zug verschlang die öde kongreßpolnische Landschaft, die in ihrer Trostlosigkeit und Armseligkeit gar nicht auszudenken ist. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, kein Bächlein, keine grüne Wiese. Nur in Schmutz und Verkommenheit versunkene erbärmlichste Hütten, der Boden dürftigstes Kartoffelland. Wenn wir größere Ortschaften berührten (so gelangten wir durch eine Stadt, wenn ich nicht irre, Dabrowka), dann konnten wir sicher sein, daß uns das auserlesene Volk in seinen widerwärtigsten und kümmerlichsten Vertretern begrüßte.

Die eben erwähnte Stadt Dabrowka war nichts weiter wie eine aus zahllosen erbärmlichen, zerfallenen Hütten zusammengesetzte Aneinanderreihung von Behausungen. Was mir besonders auffiel, war der Umstand, daß sogar die Kirche und das Pfarrhaus sich nicht wesentlich von der Umgebung hervorhob. Ich habe sonst gefunden, daß im Gegensatz zu den armseligen Wohnstätten die sog. *Boza menka* – das Marterl im Bayrischen – stets geschmückt und gepflegt war und vorteilhaft von dem düsteren schmutzigen Milieu abstach. Allmählich wurden, nicht zuletzt unter dem Einfluß der uns umgebenden Trostlosigkeit, Stimmen des Unmutes und des Verzagens laut. Dabei waren wir erst im ganzen vier Stunden marschiert. Es wurden nun die ersten Pausen eingelegt. Wir durften uns am Straßenrand für zehn Minuten niederlegen, durften aber natürlich eine bestimmte Absperrungslinie nicht überschreiten. Wer es trotzdem wagte, um sein Bedürfnis nicht in Gegenwart der anderen zu verrichten, wurde sofort angebrüllt und mit Kolbenstößen zur Vernunft gebracht, wenn er nicht sofort gehorchte.

Da in unseren Reihen eine Menge älterer Leute, schwächlicher und kränklicher Volksgenossen marschierte, hatte man sich gezwungen gesehen, Wagen und Pferde zu requirieren. Man hätte sonst mit dem Totschlagen und Erschießen schon zu Beginn unserer Wanderung anfangen müssen, wie es später zur Regel wurde. Jedes Zurückbleiben bedeutete Gehorsamsverweigerung oder Fluchtversuch, und dafür gab es nur eine Abhilfe: Totschlagen mit dem Kolben oder Erschießen. Auch dem Ahnungslosen, dem Unverwüstlichen unter uns wurde nun allmählich klar, wozu wir ausersehen waren. Wir hatten nur noch nicht den Mut, es gegenseitig offen zuzugestehen: nur in unseren Herzen nistete schon die grausige Erkenntnis dessen, was uns bevorstand. So war es vielleicht als ein Glück zu bezeichnen, daß uns die körperlichen Beschwerden immer mehr zusetzten, der Durst, die Müdigkeit, das Sichwundlaufen, das Spießrutenlaufen durch die aufgehetzte Bevölkerung, das Anschreien und die Kolbenstöße der Begleitmannschaften. So marschierten wir durch das Land, das schon durch seine Trostlosigkeit wie eine Wüste wirkte, immer stummer und verzweifelter werdend. Es nahte der Abend, irgendein Optimist hatte es sich zusammenkombiniert, daß "wir auf ein schönes Gut kämen", wo wir für einige Zeit Unterkunft finden könnten. Wir marschierten aber und marschierten, immer nur mit kleinen Ruhepausen zum Stehen oder zum Liegen. Wehe, wenn wir bei unserem Marsch nicht ausgerichtet blieben, die

Viererreihen nicht einhielten oder den Anschluß an den Vordermann verpaßten. Wie eine Erlösung kam es uns vor, als wir nach etwa fünfzehnstündiger Wanderung an einen schönen See gelangten, wo man uns eine etwa vierstündige Rast, sowie die Versorgung mit Trinkwasser gönnte. Ich war vollkommen erschöpft; ich weiß, daß ich mich, allen Warnungen meiner Kameraden zum Trotz, einfach in das moorige Wiesengelände niederfallen ließ, erhitzt, wie ich war; mir war alles gleichgültig, und ich hätte den Tod als eine Erlösung empfunden. Ich kann mich nur besinnen, daß mir hilfsbereite Kameraden eine Decke unterlegten, und daß ich dann in einen bleiernen Schlaf fiel. Beim Erwachen fühlte ich mich bis auf einen starken Muskelkater wie neugeboren und war imstande, die weitere Wanderung anzutreten. Unser Ziel war, wie sich allmählich herausstellte, Kutno, das wir erst vor wenigen Tagen mit der Eisenbahn passiert hatten, um von hier auf der Nebenbahn Czerniewice–Woclawek nach der stillgelegten Zuckerfabrik Chodcen als vorläufigem Sammellager transportiert zu werden.

Die Schilderung des Marsches durch die Judenstadt Kutno will ich mir ersparen. Wenn man uns nicht zu Besserem ersehen hätte, d. h. einem Totschlagen oder Abschießen im Verlaufe eines satanisch ausgedachten Erschöpfungsmarsches, dann hätte man uns schon jetzt freigeben können, damit die Judenmegären uns die Kehle durchbissen oder die Augen aus dem Kopfe rissen, wie diese Bestien uns mit höllischen kreischenden Zurufen in Aussicht stellen. Das waren nicht mehr Menschen, sondern vor geilem Haß Irrsinnige, deren Augen uns entgegenlichterten, wie ich es oft bei Geisteskranken beobachten konnte. Ich bin überzeugt, daß nur das Wissen um unser Los – in den Erschöpfungstod getrieben zu werden – diese Bestien davon abhielt, unsere sogenannte Bedeckungsmannschaft über den Haufen zu rennen und uns den Garaus zu machen. Der Marsch durch das langgestreckte Kutno dauerte eine gute Stunde, und wir gelangten nun auf die gut ausgebaute, glatt ausgelegte Straße Kutno–Warschau. Das war eine große Erleichterung für unsere immer mehr zunehmenden Fußkranken bzw. Durchgelaufenen. Die Leute marschierten teilweise bereits ohne Schuhwerk, da das bis dahin benutzte nur noch aus Fetzen bestand und mehr hinderte als half. Die Fußsohlen bestanden bei manchen Volksgenossen nur noch aus aufgequollenen und verschmutzten Wundflächen. Wir hatten von der Zuckerfabrik bis Kutno etwa 42 Kilometer zurückgelegt, und nun marschierten wir auf einer wohlgepflegten Hauptstraße von Kutno Warschau entgegen; das konnten wir aus den Wegweisern ablesen. Mit uns zog, uns oft überholend, ein unübersehbarer Flüchtlingsstrom aus den Kreisen Inowraclaw, jetzt Hohensalza, Wirsitz und Gnesen.

Ich will mir die Schilderung des Elends ersparen. Die Leute machten einen abgehetzten und verzweifelten Eindruck, so daß sie nicht einmal mehr zu Haßausbrüchen fähig waren, sondern stumpf alles über sich ergehen ließen. Immer mehr tauchten auch die Trümmer der geschlagenen polnischen Armee auf. Ein Segen, daß es diese durcheinandergewürfelten, aus dem Zusammenhang gerissenen, sich selbst überlassenen Restbestände von Truppeneinheiten so eilig hatten und sich aus dem Staube machten, als ob ihnen der Teufel auf den Fersen wäre. Sonst hätten sie uns mit Handgranaten und Gewehrschüssen wie die Hasen abgeknallt. Es war der 8. September. Wir marschierten und marschierten! Immer stärker machte sich nicht nur eine stumpfe Ergebenheit, sondern auch eine nach Entladung drängende wütende Verzweiflung unter uns bemerkbar. Es gab keinen mehr, der nicht den Kopf hängen ließ, unsere Unentwegten, die immer noch einen schlechten Witz bei der Hand gehabt hatten, schritten stumm mit gesenktem Kopf. Nun begann das Schlußdrama sich bereits an einigen unserer Brüder zu erfüllen. Wir marschierten durch ein Dorf mit einem Tümpel, auf dem die Enten das ihrige getan hatten, um das Wasser widerlich und ungenießbar zu machen. Plötzlich stürmte eine hinter uns marschierende Gruppe von Ukrainern aus der Reihe und stürzte sich in den Tümpel, um die widerliche Jauche mit gierigen Schlucken zu trinken. Man wollte die armen Teufel wohl nicht streng nach der Instruktion abknallen, waren auch wohl zu viele; und so ließ man sie gewähren, ebenso wie einen deutschen Volksgenossen, der schon seit Stunden irre Reden führend, in dem Tümpel ein Erfrischungsbad nahm. Ich sehe noch das glückliche Gesicht dieses armen Menschen, der immer wieder laut ausrief, sich wie eine Ente die

Brust mit der schmutzigen Jauche benetzend: Ach, wie ist das Bad schön, ach, wie ist das Bad schön!

Die Stimmung unserer Begleitmannschaft, die selbst nichts zu essen bekam und ermüdet war, stieg immer mehr auf den Siedepunkt, zumal sich auch unsere Haltung zu lockern begann. Das Wandern auf der zwar bequemen aber in ihrer Eintönigkeit zur Verzweiflung treibenden Straße nach Warschau wurde immer mehr zur Qual. Es wurden schon Vermutungen laut, daß man uns bis nach Warschau – ich las, wenn ich nicht irre, auf einem Meilenstein eine Entfernung von 158 Kilometer – jagen wollte. Jedenfalls war der ganze Tag, der 8. September, mit nur kurzen Unterbrechungen von Marschieren ausgefüllt. Da es sehr drückend war, begrüßten wir den Sonnenuntergang, obschon keine Aussicht bestand, daß wir zu einer Nachtruhe gelangen würden. Nun erlebten wir die ersten schrecklichen Fälle von Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht. Zuerst mußte ein Irrer daran glauben, der durch lautes Schreien und Protestieren schon bei Beginn unserer Wanderung der Begleitung zu schaffen gemacht hatte. Dann suchte ein jüngerer Mensch feldeinwärts das Weite zu suchen. Er wurde nicht von unserer Begleitmannschaft, die sich ja die Mühe des Nachlaufens sparen konnte, sondern von einem bewaffneten Zivilisten aus einer der umliegenden Hütten erst niedergeschossen und dann durch einen Rückenschuß erledig. Besonders tragisch wirkte, obschon wir allmählich immer abgestumpfter wurden, das Niedermetzeln eines alten, etwa 65jährigen Mannes, der, ganz irre geworden, plötzlich unsere Reihen verließ. Er hatte sich, unangefochten durch unsere Begleiter, etwa fünf Minuten der goldenen Freiheit erfreuen dürfen. Dann stellte ihn ein bewaffneter Strzelec (Schütze), wie sie zahlreich in der Umgebung der Straße herumwimmelten und schlug ihn nieder. Und nun wurde mir ein Anblick zuteil, den ich nie vergessen werde: Auf den am Boden Liegenden schlugen etwa 15 bewaffnete polnische Soldaten mit ihren Kolben ein, die nach und nach auftauchten, bis der Unglückliche seinen Geist aufgab. –

Die Dämmerung senkte sich herab, und noch immer war des Marschierens kein Ende. Aus dem immer mehr an Stärke zunehmenden Geschützfeuer sowie deutlicher werdenden Maschinengewehrgeknatter schlossen wir, daß wir uns der Front näherten. Die Nacht war infolge der im Umkreise brennenden Gehöfte und Ortschaften fast mondscheinhell. Wir gelangten, ohne noch eine Ahnung zu haben, wohin uns eigentlich der Weg führen sollte, in eine Gegend, für die bei sonst vollkommener Einförmigkeit der Bestand von vereinzelten hohen Pappeln charakteristisch war. Diese hoben sich in unheimlicher Düsterkeit von der in ein unbeschreibliches Dämmerlicht gehüllten gespenstischen Landschaft ab. Vor uns tauchten dann plötzlich zwei hell erleuchtete, wie glühende Augen wirkende Feuerscheine auf. Wir wanderten etwa zwei Stunden darauf zu, ohne daß wir den Eindruck hatten, ihnen näher zu kommen. Diese unwirkliche Umgebung brachte die meisten von uns um den Rest der Selbstbesinnung. Keiner sprach mehr ein Wort; mit weitaufgerissenen Augen torkelten wir dahin und verloren allmählich ganz den Sinn für die Wirklichkeit. Ich merkte, wie ich mich nicht mehr in der Umgebung zurechtfand; ich sah plötzlich am Wege eine nicht endenwollende Kirchhofsmauer, die gespenstischen Pappeln nahmen die Gestalt von Kirchtürmen an, zwischen denen sich Gestalten bewegten. Das Grauenvollste aber war das undurchdringliche Schweigen. Und es ging nicht nur mir so! Aus den angstvoll aufgerissenen Augen meiner Leidensgefährten sprach dieselbe irre Angst, entweder den Verstand zu verlieren oder sich wirklich schon in der Hölle zu befinden. Erst, als allmählich der Morgen zu tagen begann, verlor die Umgebung ihren spukhaften Eindruck; wir näherten uns einem Bahnhof, und die gespenstischen Augen erwiesen sich als die Brandstätten eines Dorfes in der Nähe einer Stadt, wie sich bald herausstellen sollte: Lowicz. Am Bahnhof überholten uns ganz zügellos und wie toll sich gebärdende, in Auflösung begriffene Truppen des polnischen Heeres; sie schossen in unsere Gruppe hinein, glücklicherweise ohne zu treffen, nur mit Gewehrkolben wurden wir bedroht. Einzig dem Umstand, daß sie es sehr eilig hatten, hatten wir es zu verdanken, daß Verluste in unseren Reihen nicht zu verzeichnen waren.

Scriptorium merkt an:
Einen weiteren Erlebnisbericht dieses Marsches finden Sie **hier**!

Wir wurden vom Bahnhof Lowicz weiter getrieben, obschon sich

auch die Widerstandsfähigen und Unverwüstlichen kaum noch auf den Beinen halten konnten; soweit wir in Erfahrung bringen konnten, sollten wir von einem Nebenbahnhof der Stadt Lowicz weiterverladen werden. Wieder marschierten wir zwei Stunden lang. Es war inzwischen 9 Uhr morgens geworden. Zu unserem Jammer paßte gar nicht das herrliche Wetter. Der Flüchtlingsstrom von Soldaten und Bauernfuhrwerken nahm immer bedrohlichere Formen ab; kein Mensch hörte mehr auf ein Kommando, wilde Angst und Verzweiflung sprach auch aus den Zügen der Soldaten, Offiziere bekamen wir überhaupt nicht zu Gesicht. Um uns kümmerte man sich kaum noch, alles hetzte in der Richtung Warschau. Unsere Begleitmannschaft verlor immer mehr die Herrschaft über uns, man ließ es nunmehr bloß noch bei Befehlen: Erste Gruppe hierher, dritte, zu der ich gehörte, hierher, bewenden. Dabei gerieten wir immer mehr in Unordnung und auseinander, unsere geschlossene Schar von ein paar tausend zersplitterte sich in kleinere Haufen von ein paar hundert Leuten. Immer näher kommende Granateneinschläge machten die Leute schon recht ungemütlich. Wir merkten bald, daß es sich um ein planmäßiges Einschießen der deutschen Artillerie handeln mußte, denn aus nördlicher Richtung kamen in regelmäßigen Abständen die Einschläge ständig näher auf uns zu; mit ohrenbetäubendem Krach ging etwa 200 Meter von uns ein Gebäude durch Volltreffer in Trümmer. Ich höre noch das Aufschreien unserer sonst beherrschten Frauen, und wir waren uns darüber klar, daß der nächste Treffer in unsere Gruppe einschlagen mußte. Aber wie durch ein Wunder hörte das Schießen plötzlich auf. Unsere Flieger, die während unserer Wanderung wiederholt unsere Bergleiter gewesen waren, hatten das Schießen der Artillerie augenscheinlich genau geleitet. Bald vernahmen wir hinter uns auch das immer mehr an Stärke zunehmende Tacken von Maschinengewehren, und vorsichtig hinter uns blickend, sahen wir helmbewehrte Soldaten, teilweise auf Motorrädern. Unsere Begleitung, die bisher noch aus Gewehren in uns hineingeschossen hatte, um ein zu frühes Entweichen zu verhindern, hatte sich dünne gemacht. Und unsere Befürchtung, daß es sich hinter uns doch noch um polnische Soldaten handeln könnte, wurde rasch zerstreut; denn die ersten Volksgenossen, die überliefen, winkten uns bald mit Taschentüchern, eine Aufforderung, der ich allerdings nur unter größten Schmerzen, auf einen treuen, hilfsbereiten Kameraden gestützt, Folge leisten konnte. Denn mein linkes Bein konnte ich vor Schmerzen kaum noch rühren. Bald umringten wir die pulverrauchgeschwärzten Maschinengewehrschützen einer sächsischen Abteilung.

So waren wir frei, und nach einigen Stunden Ausruhens brachte man uns nach der stark zerschossenen Stadt Lowicz. Es war eigentlich geplant worden, uns nach kurzem Erholungsaufenthalt hier in Sammeltransporten nach der Heimat zurückzubefördern. Die Durchbruchsabsichten der Polen, die damals die größte Umklammerungsschlacht der Weltgeschichte an der Bzura und am Weichselbogen einleiteten, vernichteten aber alle Hoffnungen auf einen planmäßigen Abtransport von Lowicz aus. Wir merkten an dem zunehmenden Geschützfeuer, daß sich etwas vorbereitete. Grauenvoll in der Erinnerung sind uns besonders noch die Stunden in der Kirche von Lowicz, die ich ausgesucht hatte, um etwas Schutz vor der in der Nacht schon empfindlichen Kälte zu suchen. Das durch die Kirchenfenster fallende Licht der brennenden Häuser der Stadt gab dem Kircheninnern ein besonders unheimliches und düsteres Aussehen; dazu denke man sich die armseligen Flüchtlingsgestalten in ihren zerrissenen, nach Schweiß und Unrat riechenden Kleidern, ihr angstvolles Umherwandern und halblautes Jammern. Und über allem die kalte, überladene Pracht der Heiligen- und Marienbilder sowie der zahlreichen Altäre. Ich war trotz der erstickenden Luft vor Übermüdung doch etwas eingeschlummert, als mich ein tierisches Angstgeschrei aus vielen menschlichen Kehlen aufschreckte: "Die Polen kommen!" Sofort fing die in der Kirche eingepferchte Masse an, nach den Ausgängen zu drängen. Ich verblieb an meinem Platz, da ich mir sagte, daß ich nur so der Gefahr des Zertretenwerdens beim Kampf um die Ausgänge entrinnen könnte. Wenn ich dieses Aufschreien mit dem einer gequälten Kreatur vergleiche, so kommt dieser Vergleich der Wirklichkeit am nächsten. Als ich vor Jahren einmal als Schularzt des Graudenzer Goethegymnasiums das Schlachthaus besuchen mußte, um den Schülern die sanitären Einrichtungen einer Stadt zu zeigen, da mußte ich Zeuge sein, wie eine junge Sterke geschächtet wurde. Der Anblick, das Stöhnen und qualvolle Brüllen des dem grauenvollen Tode

ausgelieferten Geschöpfes ist aus meiner Erinnerung nicht auszulöschen gewesen, obschon Jahre seitdem verflossen sind. Und als ich das Angstgeschrei der in der Kirche Eingeschlossenen hörte, da wurde das Bild aus dem Schlachthause vor meinen Augen lebendiger denn je. Glücklicherweise trat ebenso rasch eine Beruhigung ein, und mit dem dämmernden Morgen verließ ich die Stätte des nächtlichen Grauens. An demselben Morgen wurden die Vorbereitungen zur vollständigen Räumung der Stadt getroffen, und mit dem Schwarm der Flüchtlinge gelangte ich über Lodsch, Breslau, Schneidemühl endlich nach Hause. Da ich mir, wie schon erwähnt, eine sehr schmerzhafte Muskelzerrung in der linken Oberschenkelmuskulatur zugezogen hatte, wurde es mir ermöglicht, ein Auto zur Heimfahrt zu benutzen, die uns über 1300 Kilometer führte.

Nun zum Schluß noch ein paar Worte über den Geist, der nicht nur in unserer kleinen Gruppe, sondern, wie ich annehme, auch in allen anderen herrschte. Ich muß dabei betonen, daß unsere Graudenzer Gruppe gegenüber den anderen vom Glück geradezu begünstigt wurde. Denn wie grauenvoll hatten es z. B. die Schwetzer oder **Bromberger** oder auch Einzelpersonen angetroffen. Wie furchtbar zugerichtet war z. B. ein Kollege, dessen Körper kaum frei war von blutunterlaufenen Stellen als Folgen von Kolbenhieben, dessen linke Augenhöhle einen wüst entstellten Anblick darbot, zum Glück ohne ernstere Verletzung des inneren Auges. Allerdings handelte es sich um einen sehr kräftig gebauten Mann; jeder andere wäre voraussichtlich nicht mit dem Leben davongekommen.–

Wir wußten, nach anfänglichen ganz trügerischen Hoffnungen, daß es um unser Leben ging, daß jeder Versuch, auch nur zurückzubleiben, den sicheren Tod bedeutete. Und so kettete uns ein Zusammengehörigkeitsgefühl aneinander, das zu den schönsten Beispielen treuer, kameradschaftlicher Verbundenheit gehört. Was besonders erhebend war, war der Umstand, daß es nie zu Ausbrüchen fassungsloser Verzweiflung gekommen ist, daß auch nie ein Wort des Vorwurfs laut wurde, etwa in dem Sinne: warum ist uns dieser furchtbare Gang nicht erspart geblieben, der Führer hätte doch auch einen anderen Weg wählen können. Nein, nur der Glaube an den Führer hat uns aufrechterhalten. Wir waren schließlich auf das Letzte gefaßt und einsatzbereit. Außerdem glaubt man ja gar nicht, wieviel der Mensch in der höchsten Not aushalten kann. Ich selbst bin leider jedem Sport abgeneigt. Und wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich in zwei Tagen bei im ganzen kaum sechs Stunden Schlaf, ohne einen Bissen zu essen, dabei von qualvollem Durst geplagt, 50 Kilometer würde zurücklegen können, dann hätte ich das einfach für unmöglich gehalten. Auch der Umstand, daß der Mensch vier und fünf Tage hungern kann, ohne etwas Besonderes dabei zu empfinden, ist gar nicht so unvorstellbar. Die meisten von uns hatten ja jedes Hungergefühl vollkommen verloren und zehrten in des Wortes wahrster Bedeutung von ihrem Fett. Nur ein paar starke Esser unter uns, Landwirte, die einen gesteigerten Stoffwechsel hatten und immer gewöhnt gewesen waren, aus dem Vollen zu essen, empfanden auch das Hungern als große Entbehrung und verfielen viel rascher als die Schlankwächsigen unter uns. Die meisten quälte der furchtbare Durst, dessen Qualen durch die Aussicht, sich nie richtig satt trinken zu können, gesteigert wurden. Und wenn vor unseren Augen die Begleitmannschaft erquickt, das verbleibende Wasser aber vor unseren Augen ausgeschüttet wurde, so machten wir wahre Tantalusqualen durch. Aber es gab auch Menschen mit Mitgefühl. So erinnere ich mich einer ärmlichen Behausung, deren Bewohner, trotz des Anschreiens durch unsere Wächter, in unsere Reihen Wasser schleppten und die angebotene Bezahlung mit Entrüstung zurückwiesen. Das soll zur Ehre dieser Leute gesagt sein. Auch daß in einem Dorfe einer Leidensgefährtin in deutscher Sprache zugeflüstert wurde: Harrt nur aus, denn ihr werdet bald erlöst, soll nicht unerwähnt bleiben.

Wenn das von mir Geschilderte schon ungeheuerlich klingt, so bedeutet das noch wenig gegenüber den furchtbaren Erlebnissen anderer Volksgenossen. Es sind Ungeheuerlichkeiten begangen worden, die in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Bericht einfach nicht wiedergegeben werden können. Man fragt sich nun mit Recht: Sind das alles nur Folge- bzw. Begleiterscheinungen einer plötzlichen Lockerung der Ordnung innerhalb eines Volkes, für das der Begriff Ordnung

immer schon nur etwas Nebelhaftes bedeutete? Sind das nur Reaktionen auf das plötzliche Wissen um die Tatsache, daß der Traum um eine Großmachtstellung ausgeträumt ist? Suchte man sich dafür zu rächen, solange man eben noch die Möglichkeit hatte? Nein, es ging eine jahrzehntelang gehegte und gepflegte Haßsaat auf, hatte man doch seit Bestehen des polnischen Staates immerfort gepredigt, daß der Deutsche der ewige Feind des polnischen Volkes sei! Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei der Verschleppung der Geiseln und der Hinmordung von über 5000 Volksgenossen um ein von langer Hand vorbereitetes, ganz planmäßiges Vorgehen der polnischen Regierungskreise gehandelt hat. Man wollte das führende Deutschtum, insbesondere die Intelligenz, mit einem Schlage ausrotten! Natürlich ganz legal! Denn ein Widerstand, ein Fluchtversuch waren doch Handlungen, die mit Recht unter die Kriegsgesetze fielen. Die polnische Auslegungsfähigkeit hätte vor der Geschichte glänzend bestanden. Was wollt ihr denn, hätte man der Untersuchungskommission entgegengehalten: Wir sind das frömmste Volk der Welt, des Heiligen Vaters Lieblingskinder. Wir sollten jemand ermorden, und noch auf solche gemeine Weise?

Man hatte sich eben gründlich verrechnet. Den "Strategen" der polnischen Armee schwebten die Erfahrungen des Weltkrieges vor Augen. Man rechnete mit einem mindestens sechsmonatigen Widerstand des etwa Zweimillionenheeres, ein Stellungskrieg schien so gut wie gesichert, wie konnte man auch voraussehen, daß die deutsche Luftwaffe durch Zerstörungen der rückwärtigen Verbindungen, durch ein Lahmlegen der Bewegungsfreiheit der Truppenverbände vom ersten Tage an alle Berechnungen über den Haufen werfen würde. Das hätte sich der große "Marschall" Rydz-Smigly, seine Malkunst in Ehren, denn er ist, wenn ich nicht sehr irre, seines Zeichens Maler, anders ausgemalt. War man auch auf ein so klägliches Versagen der polnischen Fliegerei gefaßt gewesen? Das Ausbleiben der französischen und englischen Hilfe soll dabei ganz außer Betracht bleiben. Aber noch eine andere haßgrinsende Fratze wird im Hintergrund der Geschehnisse der Septembertage sichtbar, ich meine den polnischen Teil der allein seligmachenden Kirche. Im Auftrage der Schutzheiligen des allerkatholischsten Polens suchte man so nebenher auch die Andersgläubigen, da sie anders nicht zu bekehren waren, auszumerzen, und zwar aus Gegenden, wo sie noch gehäuft anzutreffen waren. Denn welchen Sinn hatte sonst die Mitverschleppung der denselben grausigen Qualen unterworfenen evangelischen Polen. Da war nun ausnahmsweise "alles in Ordnung". Diese Leute hatten außer ihren rein deutschen Namen und dem evangelischen Glauben nichts, aber auch gar nichts mit unserem deutschen Volkstum mehr gemeinsam, sie waren die allerechtesten "Kongresser", die unverfälschten "Anteks" (Spitzname für die Kongreßpolen), die man sich vorstellen kann. Besonders bedauerlich ist das Verhalten von Kardinal Hlond. Er wurde ja sozusagen *in flagranti* ertappt, als er an dem Leidensweg der Verschleppten unbewegt vorüberging und gar nicht daran dachte, dem Jammer ein Ende zu bereiten oder wenigstens ein tröstendes Wort zu sprechen. So sind sie! Über den für den christlichen Glauben eintretenden Zeitungen stand als Leitmotiv: *Niech będzie pochwalony Jezus Christus*, d. H. gelobt sei Jesus Christus, und darunter unmittelbar ein haßtriefender Artikel gegen die Deutschen.

Die Akten über das entsetzlichste Drama der systematischen Hinmordung von Abertausenden von Deutschen sind noch nicht angelegt, geschweige denn geschlossen, und es werden Monate, ja Jahre vergehen, ehe das Material zusammengetragen und gesichtet sein wird; aber eines steht schon heute fest, nämlich, daß eine von satanischem Haß gegen alles Deutsche geleitete polnische Oberschicht den Versuch unternahm, mit der Vernichtung ganze Arbeit zu machen, und daß ihr dabei die allerchristlichste Kirche in Polen wie in den Tagen der finstersten Inquisition von ganzem Herzen behilflich zu sein sich bemühte. Im Schutze der allergnädigsten Schutzheiligen von Polen, der Jungfrau Maria."

Furchtbare Spannungen

Scriptorium merkt an:
mehr zu Dr. Staemmler finden Sie hier: **Der Tod in Polen - die volksdeutsche Passion** von Edwin Erich Dwinger.

Das Hohelied von der Verschleppung der Volksdeutschen in Polen im Jahre 1939 ist zugleich das Hohelied des deutschen Arzttums. Ermordet wurden Dr. Staemmler (Bromberg) und Dr. Braunert (Goßlershausen). Dr. Staemmler wurde eine Viertelstunde vor der Befreiung seiner Gruppe von dem letzten übriggebliebenen polnischen Bewachungsmann erschossen, aus einer unbegreiflichen Laune des Schicksals heraus, die kein Mensch je wird verstehen oder deuten können. Nachdem er die ganzen Tage über mit beispiellosem Mute seine Gruppe betreut hatte, durfte er die Stunde der Befreiung nicht mehr erleben. Gleich einem treuen Wachhunde war er trotz des Verbotes häufig die Reihen der Marschierenden entlang gegangen, um sie ärztlich zu betreuen, zu ermutigen, zu trösten, und dies, obwohl er keine rechten Medikamente hatte. Dadurch muß er sich aber den Haß der Polen in besonderer Weise zugezogen haben. Sie haßten eben alles, was wertvoll war und sich über den Durchschnitt erhob. Wie manchen Kolbenschlag hat Dr. Staemmler für die hilfreiche Tätigkeit schon vor seinem bitteren Ende erhalten!

Ähnlich war es bei Dr. Braunert, der auch nur deshalb erschossen wurde, weil er anderen half. Manchmal hatten die beiden ermordeten Ärzte kleine Erfolge zu verzeichnen. Auf ihre Bitte wurde ein alter Mann auf einen der Wagen geladen, wie ihn die Begleitmannschaften zur Verfügung hatten, die im übrigen zur Hälfte auf Rädern fuhren und sich abwechselten.

In Wilhelmstal bei Bromberg hat der Bürgermeister, ein Volksdeutscher, bereits in den letzten Monaten vor Ausbruch des polnischen Krieges mehrfach Warnungen erhalten. Fünf Tage vor dem 1. September 1939 entschließt er sich, seinen Posten zu verlassen, und geht mit seinem Gepäck auf ein einsames Gehöft zu ihm bekannten anderen Volksdeutschen. Sie sitzen zu vierzehn Menschen am Tisch. Der Bürgermeister sagt: "In dieser Ecke wird uns der Krieg wohl verschonen. Hier sind ja die Volksdeutschen, und die deutschen Truppen werden sie nicht beschießen."

Plötzlich hört man ein verdächtiges Geräusch vor der Tür. Polnische Späher sind da, kein Zweifel. Der Bürgermeister erkennt sofort die Lage und schleicht sich unauffällig in einen Schuppen, wo er sich verbirgt. Die Polen stürmen zur Tür herein: "Wo ist der Mann, der eben hier vom Kriege gesprochen hat? An die Wand mit ihm." Die Volksdeutschen nehmen eine ablehnende Haltung ein, zwei von den Mädchen beginnen mit den Polen freundlich zu reden, um sie abzulenken. Inzwischen wälzt sich der Bürgermeister aus dem Schuppen in der mondhellen Nacht viele hundert Meter weit über die Felder und kann sich irgendwo verstecken, tagelang, nächtelang, bis die Deutschen kommen und ihn befreien.

Das ist ein Bild aus der furchtbaren Spannung, die dem Kriegsausbruch voranging und ihn begleitete. Ein anderes:

Ein Gutsverwalter in der Nähe von Bromberg, der deutschen Grenze zu, hat Frau und zwei Kinder. Mehrere Tage, zum Teil sogar Wochen vor dem Kriege waren alle Deutschen in der Umgebung geflohen, waren über die Grenze nach Deutschland gegangen oder hielten sich versteckt. Drei Tage vor Ausbruch des Krieges kommen zwei Polen und verlangen von ihm kategorisch, daß er fliehen solle. Er weigert sich zunächst, muß dann aber den Drohungen nachgeben. Er spannt einen Ochsenwagen an und nimmt eine alte Polin mit, die lange auf dem Hof und ihm freundlich gesinnt war. Binnen einer halben Stunde ist er fertig zur Flucht. Bald kommt er in einen Strom von polnischen Flüchtlingen hinein, die aus der Gefahrenzone an der Grenze fliehen. Nun liegt alles daran, ob er als Volksdeutscher erkannt wird oder nicht. Geschieht es, dann ist er verloren. Er und seine Frau sprechen gut polnisch, kein deutsches Wort kommt über ihre Lippen. Die Kinder aber können nur deutsch, und so schweben sie jede Sekunde in der Gefahr, durch die Kinder verraten zu

werden. Furchtbare seelische Spannung lastet auf ihnen. Sobald die Kinder Miene machen zu reden, hält ihnen die Mutter den Mund zu. Tagelang irren sie umher und merken bald, daß kein gerader Kurs eingehalten wird. Es geht im Zickzack, die Ursache kann nur die sein, daß der deutsche Ring sich enger und enger um die Schar der Flüchtenden schloß. Polnische Soldaten, die fliehenden Truppen angehören, fragen immer wieder, alle paar Stunden, ob sie Polen oder Deutsche seien. Um dem sicheren martervollen Tod zu entgehen, sagen sie: Polen.

Schließlich erscheint auf einer nahen Höhe eine Gruppe Soldaten, ordnungsgemäß vorrückend. Noch ungewiß, ob es deutsche oder polnische Soldaten sind, ruft der Gutsverwalter laut auf deutsch: "Das sind deutsche Soldaten." Die Spannung war unerträglich geworden, und noch, wenn der Mann später davon erzählt, sagt er: nun sei er aufs Ganze gegangen. Es wäre nicht mehr auszuhalten gewesen, er wußte, daß er mit seinem Leben spielte. In solcher Weise kann sich seelischer Druck anstauen und er muß sich einfach entladen, koste es was es wolle. Alle Hemmungen sind dann weggefallen.

Das Gefühl hatte ihn richtig gewiesen: Es waren deutsche Soldaten. Die Polen waren so bestürzt, daß sie nicht wagten, sich an den Volksdeutschen zu vergreifen. Es wäre auch nicht mehr viel Zeit gewesen.– Denn die deutschen Soldaten kamen heran und befreiten die volksdeutsche Familie.



Das Heldenlied vom Todesmarsch nach Warschau

Der evangelische Pfarrer Klaus Lieske in Hermannsruhe, Kreis Strasburg, Westpr., bekommt im Juli 1939 einen Brief, der ihm in den Urlaub nachgeschickt wird. Darin stehen außer der Adresse folgende zwei Sätze: "Sie werden aufgefordert, Polen mit Ihren Angehörigen innerhalb 14 Tagen zu verlassen. Im gegenteiligen Falle erfolgt die Vollstreckung der Todesurteile. Die geheime Hand."

Die polnischen Behörden, denen er den Brief zeigt, kümmern sich nicht darum. Im August erhält er eine zweite Warnung, und zwar von einem Angehörigen des polnischen Schützenverbandes, des Strzelec, er solle Polen verlassen, denn der Verband hätte Auftrag, ihn sobald wie möglich zu erschießen.

Als Polen am 24. August teilweise mobilisiert, da wird er **eingezogen** und zu Hilfsdiensten verwendet. Er muß mit seinem Rade die persönlichen Gestellungsbefehle zu den Empfängern bringen. Immer wenn zehn ausgeschrieben waren, wurde ein solcher Bote entsandt.

Am Donnerstag, dem 31. August, hört er abends mit seiner Familie die bekannte Sondermeldung des deutschen Rundfunks, daß Polen auf die Vorschläge der deutschen Regierung zur friedlichen Lösung überhaupt keine Antwort mehr erteilt habe. Da wußten sie: Das bedeutet den Krieg. Am 1. September bringt er seine Frau und das neugeborene Mädelchen zu einem Nachbarpfarrer und wird nun interniert. Einer der Hilfspolizisten, die zum größten Teil Aufständische waren, fordert ihm den

> **Scriptorium merkt an: "Als Polen am 24. August teilweise mobilisiert..."**
> Wie auch die Aussagen von Uffz. Georg Karl Ludwig, Kattowitz und Leutnant Hans Mauve, Posen **beweist dies, daß Deutschland Polen nicht am 1. September 1939 "angriff", wie es heute immer und immer wieder behauptet wird**. Eine Mobilisation der Streitkräfte eines Landes ist eine *de-facto*-Kriegserklärung. Wenn Polen bereits im August seine Mobilisation einleitete, dann war es **Polen**, das damit die erste Kriegshandlung beging. Dies geht auch aus dem Ausspruch hervor, den Adolf Hitler **8 Tage später**, am 1. September, machte: "Seit 5.45 Uhr wird jetzt **zurück**geschossen!"

Browning ab und brüllt los: "Jetzt ist es vorbei mit dem Umherfahren. Jetzt heißt es: 'Wie ihr uns, so wir euch.' Jetzt werdet ihr alle erschossen." Das geschah aber nicht, vielmehr mußten die bereits Verhafteten in ein Haus gehen, und es hieß: "Hinsetzen! Abendbrot essen! Wer aufsteht, wird erschossen." Das war der Anfang der Kette von seelischen Mißhandlungen, bei denen es diesen polnischen Untermenschen darauf ankam, die Volksdeutschen immer wieder in Angst und Schrecken zu versetzen, sie zu entwürdigen. Die Psychiatrie hat dafür nur den Ausdruck sadistischer Grausamkeit, die diesen Menschen angeboren sein muß, ebenso wie ihnen der Haß gegen das Deutsche nicht etwa nur von ihrer Regierung oder den Engländern eingeimpft wurde, sondern ohne Zweifel von Natur aus vorhanden ist.

Der Todesmarsch, den nun dieser sehr objektive und um die Wahrheit bemühte Zeuge mitmachen mußte, enthält tausenderlei Einzelheiten. Schreckliches und immer wieder Schreckliches, und dann dazwischen erhebende Augenblicke. Der Absicht dieser Schrift getreu, werden wir das besonders hervorheben, was als Dokument aus der ärztlichen Sphäre für die Dauer Geltung beanspruchen darf.

Zunächst gab es wieder grauenvolle Ausbrüche der Massenpsychose. Die Bevölkerung des Dorfes, in dem die Verhaftung stattgefunden hatte, war alsbald aufgewiegelt worden. Man hatte ihr, wie fast überall in den Gebieten, wo Volksdeutsche wohnten, in ebenso gehässiger wie lügnerischer Weise davon erzählt, die Deutschen seien Verbrecher, Spione und Staatsverräter. Sie gäben, so hieß es an vielen Orten, den deutschen Fliegern Blinkzeichen und betätigten sich soviel wie möglich durch Nachrichtenübermittlung aller Art.

Die jungen Kerle in diesem Dorfe, halbwüchsige Burschen von 15 bis 18 Jahren, die auf allen Leidensmärschen den Volksdeutschen am meisten zu schaffen machten und die Mehrzahl der getöteten volksdeutschen Opfer auf dem Gewissen haben, hatten sich auch hier mit Beilen, Äxten und Spaten versehen und standen Spalier, um die Volksdeutschen zu überfallen. Noch aber fühlte sich die Mehrheit der Wachmannschaften als Wächter und erfüllte einigermaßen ihre Pflicht. Später setzte dann auch bei ihnen die bekannte Demoralisierung ein, die sie selbst zu Mördern statt Wächtern werden ließ.

Die Befürchtung, daß die noch kleine Gruppe im nächsten Walde erschossen werden würde, erfüllte sich glücklicherweise nicht. Am Abend wurden sie in einer leerstehenden Fabrik untergebracht, aber nicht etwa in einem der unteren Räume, sondern, da man Fliegerangriffe erwartete, im höchsten Stockwerk unmittelbar unter dem Dach. Wieder wütete also der Sadismus der Polen gegen Wehrlose. In einem kleinen Raume, etwa 4x4 Meter, wurden sie untergebracht. Die ganze Nacht konnten sie kein Auge zutun. Es kamen immer wieder neue Transporte von Volksdeutschen, zunächst kleine Gruppen, zwei oder drei, dann aber ein größerer Transport. Und nun war es mit dem Liegen und Sitzen vorbei, nun mußten sie stundenlang stehen. Jammervoll war der Anblick, zwei Mütter mit Säuglingen auf den Armen waren dabei, unter den zahlreichen Gutsbeamten waren Leute von über 80 Jahren. Bald waren es 120 in dem winzigen Raum. Wie gut, daß alle unter dem gemeinsamen Schicksal standen und sich darin gegenseitig aufrichten konnten. Niemand durfte an Schlaf und Bequemlichkeit und an die Erhaltung seiner Gesundheit denken. Eine Gruppe, die aus Rehden und Lessen kam, war aufs furchtbarste mißhandelt und zerschlagen. Viele Gesichter waren blutüberströmt, einigen Frauen war die Kopfhaut fast geplatzt, weil Artilleristen, also wohlgemerkt polnische Soldaten, sie mit der Peitsche bearbeitet hatten. Ein achtzigjähriger Greis wurde von seinem Enkel getragen, weil er unter den Kolbenhieben polnischer Soldaten zusammengebrochen war.

Die Luft wurde beängstigend stickig. Die körperlichen Qualen begannen zu steigen. Keiner konnte heraus und die Notdurft konnte nur in dem Raume verrichtet werden. Es gehörte insbesondere, wie alle Teilnehmer an den Leidensmärschen berichten, zu dem Sadismus der Polen, daß sie Frauen und Männer zwangen, alle Scheu abzulegen, um größere Gefahr für die inneren Organe und damit für

das Leben zu vermeiden.

Nun beginnt die Verschleppung. Es geht zunächst noch im Autobus nach Thorn. Alsbald beginnen die Mißhandlungen. Ein polnischer Fliegeroffizier in Uniform(!) hielt sich mit einer Hand am Autobus fest und gab jedem einen Tritt mit dem Fuß, begleitet von entsprechenden Ausdrücken: "Du Schwab, du Hurensohn, du Hitlerowice, du Schwein. Wir werden euch lehren, Krieg machen."

Immer mehr Volksdeutsche stoßen hinzu, der Zug wächst auf etwa 510 Menschen an. Es waren aber dies nicht alles Volksdeutsche, sondern einige polnische Flüchtlinge waren meist in diesen Zügen verteilt, die sollten auch Spitzeldienste leisten und erhielten bevorzugt Essen und Trinken von seiten der polnischen Begleitmannschaften. In den meisten Zügen wurden auch aus dem Gefängnis herausgelassene polnische Verbrecher mitgeschleppt, die natürlich schon durch ihr Dasein die Pein der Volksdeutschen vermehrten.

Der Zeuge dieses Zuges nach Warschau, dessen schriftlich niedergelegtem sachlichem und klarem Berichte wir folgen, bemerkt schon an dieser Stelle: "Dann begann unser Marsch, den man nicht anders nennen kann als den 'Todesmarsch', denn nicht nur, daß viele von unseren besten deutschen Blutsbrüdern ihr Leben lassen mußten, nein, die Polen verstanden es auch, die Menschen durch ihre Quälereien geistig und seelisch in einen mehr oder weniger trostlosen und apathischen Geisteszustand zu versetzen, aus dem wir Heimkehrer wohl alle erst nach langer Zeit ganz erwachen werden."

So wird, unter dem ärztlichen Blickpunkt, stets ein erschütterndes Ergebnis der Volksdeutschen Leidensmärsche bleiben: Der Raubbau an der geistigen und seelischen Gesundheit dieser Volksdeutschen, die sich nach den Gesetzen des inneren Lebens nur langsam von all diesem Schrecklichen erholen können. Sind doch auf allen Zügen eine Anzahl von ihnen in Irrsinn verfallen.

Am 3. September geht der Marsch weiter. Nachts um ½12 erfolgt der Aufbruch. Es geht von Thorn nach dem berühmten polnischen Solbad Ciechocinek. Die jungen Burschen, die den Zug begleiten und überwachen, schreien immer wieder "aufschließen". Und obwohl die Deutschen schon aufs engste gedrängt marschieren, drängen sie sie immer noch enger zusammen und helfen mit Bajonetten und Gewehrkolben nach. Die meisten Volksdeutschen haben sich mit ihrer Kleidung gar nicht auf einen längeren Marsch eingerichtet, sie haben dünne Socken an, bekommen Blasen und leiden die ersten Schmerzen. An eine sorgfältige Behandlung solcher Wunden ist nicht zu denken. Man muß es darauf ankommen lassen, wie ja überhaupt diese tage- und wochenlangen Leiden nur ertragen werden konnten in einer fast traumhaften seelischen Hochspannung, die sich ständig am Rand des Todes wußte und jeden Augenblick des Lebens als Geschenk empfand, auf das man eigentlich keinen Anspruch und kein Recht mehr hat.

Wir lesen: "Da liegt die erste Frau vor einem Strzelec auf den Knien. Sie ist zusammengebrochen und fleht ihn an, laß mich ein wenig ruhen. Der Pole läßt sich nicht erweichen. Mit dem Bajonett jagt er sie vor sich her und beschimpft sie in den greulichsten Ausdrücken. Sie **muß** mit, sonst ist sie verloren. Alle ahnen, daß jeder, der zurückbleibt, einfach niedergemacht wird." Wieviel Volkskraft wird zerstört in diesen Augenblicken, in solchen Tagen des Grauens!"

Wie mit allen Sinnen spüren die armen Volksdeutschen, die da unter dem Gejohle der Menge durch die Dörfer marschieren müssen, das stündliche Anwachsen des irrsinnigen Hasses. Aus einem Dorfe tönen ihnen die Haßrufe entgegen: "Richtig so, schlagt sie alle tot, die verfluchten Hitlerowcys!" Ein Weib stürzt kreischend auf die Marschierenden zu und schleudert einen großen Stein unter unverständlichem Gebrüll in die Menge der schon fast völlig erschöpften Menschen. Man ist nun schon 30 Kilometer marschiert, Hunger und Durst stellen sich ein. Es rührt die Polen nicht. Sie

haben es ja auf die Vernichtung der Deutschen abgesehen.

Aber die Natur, die immer auch wieder ihr gütiges Angesicht zeigt, sorgt offensichtlich für eine rechtzeitige Gegenbewegung in Körper und Seele der Gequälten. Als ob aus geheimen Urgründen neue Kräfte aufbrechen und Quellen übermenschlicher Leistung entspringen, so vermögen diese Menschen etwas zu leisten, was jeder einzelne von ihnen vorher für unmöglich gehalten hätte. Das bequeme tägliche Leben mit Schlaf und Mahlzeiten, mit sorgsamem Wechsel von Ruhe und Anstrengung ist ja vorbei. Für wie lange noch? Keiner weiß es. Still und stark ist die Hoffnung, daß die Deutschen kommen und die Stunde der Befreiung naht. Aber sie kommen noch nicht. Der Weg geht zunächst hinab in immer größeres Dunkel.

Es meldet sich der Hunger stärker. In dem Städtchen Alexandrowo kann man die letzten mitgebrachten Vorräte verzehren. Wieder aber entpuppt sich der krankhafte Sadismus der Polen. Man sammelt 190 Zloty, und eine von den Frauen geht unter Bewachung in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen. Freudestrahlend erscheint sie bald mit Brot und Obst. Aber als sie gerade die Halle betritt, kommt der Herr Hauptmann und beschlagnahmt die Lebensmittel für seine Leute, die doch wahrhaftig genug zu essen bekamen. Geld und Essen waren weg. Wenigstens einen Schluck Wasser gibt es.

Die hygienischen Zustände fangen an, fürchterlich zu werden. Nach langem Anstehen darf man austreten, aber in einem Raum, der völlig verschmutzt ist. Jeder einzelne sagt sich: "Fest bleiben, wegsehen, es muß ja die Stunde der Befreiung kommen!"

Im Solbad Ciechocinek ereignete sich, wie Hauptschriftleiter Starke von der Deutschen Rundschau als Miterlebender berichtet, folgende Szene: Ein Bromberger, Berhard Schreiber, hat sich mit einer Rasierklinge die Kehle durchschneiden wollen. Er war eine labile Natur und konnte die Tage des Schreckens, ohne Aussicht auf sichere Erlösung, nicht ertragen. Er trifft aber nicht die große Halsschlagader, und es gelingt dem mitmarschierenden Bromberger Chirurgen Dr. Staemmler, durch Druck mit seinen Fingern die Blutung zur Verkrustung zu bringen und mit einem Stück Handtuch abzubinden. Während sich Dr. Staemmler um den Armen bemühte, brachte es der Kommandant der Wachmannschaften, ein Offizier, fertig, in brutaler Weise auf Händen und Füßen des Verletzten herumzutrampeln. Er läßt auf Grund des Vorkommnisses allen Volksdeutschen Rasierklingen, Taschenmesser und ähnliche Instrumente abnehmen. Das war ein gewaltiger Verlust, der ihnen das Leben unsäglich erschwerte. Man lädt nun den Verletzten zunächst auf einen der begleitenden Wagen und fährt ihn nach Ciechocinek. Dort aber will man ihn nicht weiter mitnehmen und erschießt ihn kurzerhand.

Wieder einer ist fort... aber weiter geht es, und nun kommt eine Szene, die alle aufs tiefste erschüttern muß, die noch an die Unantastbarkeit und Sauberkeit des ärztlichen Bereiches in aller Welt, an die geheime Einheit des Arzttums glaubten, das sich in der gegenseitigen Achtung der Heeressanität und des Roten Kreuzes kundtut.

In dem vornehmen Badeort sind Kurhäuser und Sanatorien in Lazarette verwandelt. Viele Sanitätsoffiziere und Mannschaften liegen dort. Zahllose Transporte von Verwundeten fahren auf der gleichen Straße, wo die Volksdeutschen marschieren, nach dem Badeort. Man führt die Volksdeutschen ohne besondere Notwendigkeit absichtlich durch das Sanitätsviertel. Da stellen sich wahrhaftig die Sanitätsoffiziere hin und beschimpfen die Deutschen. Ein hochgestellter Arzt, wahrscheinlich der Chef der gesamten Sanitäter, vielleicht ein Generalarzt, ruft den Marschierenden zu: "Was führt Ihr die Leute noch herum? Stellt sie vors Maschinengewehr, und wenn Ihr Euch das nicht zu tun getraut, dann gebt sie mir unters Messer!"

Dr. Staemmler sagte zu Starke: "Ein herrlicher Kollege!" Die ganze Machtlosigkeit der Deutschen

offenbart sich darin, daß er diesem Ausbund von "Arzt" nicht entgegentreten kann, sondern schweigend dieses Zeichen innerer Verworfenheit über sich ergehen lassen muß.

Am Dienstag, dem 5. [September] 1939, schreibt Pfarrer Lieske: "Das Geschehen der letzten zwölf Stunden sieht jedem noch aus den Augen. Aber auch an der Kleidung kann man es sehen. Und wie die Sachen sehen auch die Seelen von uns aus: Zerrissen, zerguält, von grauenhaftem Erleben erzählend. Vor mir steht eine Frau. In einem blauen Seidenmäntelchen. Der Rücken vielleicht gut zwei Hände breit, so schmal und zusammengefallen die ganze Gestalt. Aschgrau das Gesicht. Die Schuhe verloren, die Seidenstrümpfe hängen in Fetzen um die Waden. Kreischend, fluchend und essend um uns herum die Begleitmannschaft."

Es kommt zum ersten Massaker. In einem Raum werden alte Männer zusammengepfercht, die nicht mehr weiter können. Ohne Zweifel sollen sie gemordet werden. Man will damit die Verantwortung für sie los sein. Ein Pole erhebt sich, läuft zum Posten und sagt: "Die wollen da etwas tun, das mache ich nicht mit." Dieser Pole wird herausgeführt. Polizei und Strzelcy kommen herein und schlagen zunächst blindlings mit Fäusten und Revolvern auf die alten Leute los. Bei ihnen ist der Arzt Dr. Braunert aus Goßlershausen, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, daß er dem alten Goerz geraten hatte, auch auf dem Wagen zu fahren, und daß er einen Polen gebeten hatte, dies weiterzusagen. Dafür wurde er erschossen.

In Sekundenschnelle denken die Überlebenden, die sich bereits zum Weitermarsch aufstellen müssen, an das grauenvolle Schicksal der Zurückbleibenden. Lieske kann noch gerade folgende Szene in sein Gedächtnis aufnehmen: Einer von den unbarmherzig Gequälten, der unter den Kolbenhieben zusammenbrach, schreit laut auf. Er soll die Hände hinter den Kopf legen. "Ich kann den Arm nicht mehr rühren, der ist ganz kaputt", so sagt er, aber die Kolben hauen weiter auf ihn ein. "Hoch den Arm! Schießt den Hund tot!" Damit verliert Lieske die Gruppe der Gequälten aus den Augen. Es dürfte keiner von ihnen heute noch leben.

Wieder ist die Natur am Werk. Wilder Durst befällt die Weitermarschierenden. Lieske hat ein paar Zitronen im Rucksack, aber er bekommt sie nicht heraus. Eine findet er noch in der Tasche, aber es darf ja nicht gegessen werden. Vorsichtig nimmt er sie in die hohle Hand und beißt etwas ab. Doch das ist zu scharf und brennt mehr, als es den Durst stillt. So heißt es wieder verzichten und die Kraftreserven heranholen, die die Natur dem Menschen gegeben hat.

Das Trommelfeuer auf Geist und Seele der Marschierenden verstärkt sich. An jedem Baum müssen sie die Hände auf den Rücken nehmen und im Dauerlauf vorbeistürzen. Die Nerven, zitternd und aufs äußerste gespannt von dem vorher Erlebten, versagen den Dienst, und "die Menschen sind vor Angst wie wahnsinnig. Die Angst treibt sie vorwärts. Wer hinten ist, drängt vor. Die Alten müssen geschleppt werden. Aber wehe, wenn einer der Schleppenden auch nur einen Schritt zurückbleibt! Dann setzt es Bajonettstiche. Wer liegenbleibt, wird unbarmherzig mit dem Kolben bearbeitet, bis er wieder aufspringt und unter den Stichen der Bajonette nach vorne jagt. 'Seht, wie der Hund jetzt noch laufen kann!' rufen sie. Und dann bleibt er vielleicht bald liegen, um erschlagen zu werden."

Polnische Soldaten kommen vorbei und rauben den Volksdeutschen, soviel sie können. Dann schießen sie blindlings in die Deutschen hinein. Sie hatten ja nur Niederlagen erlitten. Da wollten sie auch einmal Siege erfechten – solche Siege! – und töten und metzeln. Das gelang ihnen auch vollkommen. Einer der Verwundeten hat einen Handschuß. Auf ihm liegen andere. Sinnlos vor Schmerz springt er auf, um im gleichen Augenblick erschossen zu werden. Eine Frau verliert die Nerven: "Schießt mich doch schon tot! Quält mich doch nicht so! Schießt mich tot, schießt mich endlich tot!" So dreimal, dann bekommt auch sie die erlösende Kugel. Für den und jenen war der Wahnsinn die letzte Rettung aus der Unerträglichkeit der Leiden.

Wieder setzt der Sadismus der Polen ein. Lieske kommt rückschauend zu der Überzeugung, daß die Polen eine Falle gestellt haben. Es hatte nämlich ein Offizier auf die ausschwärmenden polnischen Begleitmannschaften geschossen, und die Volksdeutschen dachten, es sei ein deutscher Offizier. Einige flohen. Diese wurden dann alle niedergemetzelt. Eine teuflische Erfindung polnischer Verworfenheit! Von vorne schießt die Infanterie mit einer Revolverkanone, von hinten der Polizeiwachtmeister mit einer Maschinenpistole, dazwischen die Strzelcy mit ihren Karabinern. In diesem dreifachen Mordfeuer ruft ein Deutscher, Hölzel, aus Birkeneich: "Das ist ja Verrat!" Der Hauptmann stürzt auf ihn und schießt ihm eine Kugel durch die Brust. Da ruft er: "Wenn ihr schon schießt, dann schießt mich richtig tot!" Da jagt ihm der Hauptmann wieder persönlich eine Kugel durch den Kopf.

Die Kriminalpsychologie und -pathologie wird vielleicht mit Recht behaupten, der Ausdruck Mörder sei für diese Menschenschlächter zu schade. Der Mörder sucht sich doch fast stets ein einziges Opfer aus. Hier aber ist der Blutrausch aufs höchste gesteigert gewesen. Schließlich lädt man die noch lebenden Verwundeten auf einen Wagen, die aber, die im Glauben an das Herankommen deutschen Militärs geflüchtet waren, werden erschossen.

Lieske muß sich zwingen, nicht nach Hause zu denken. So weit ist es schon, daß der Gedanke nach Hause zum unerträglichen Schmerz wird. Tapfer benehmen sich die Frauen, überraschend tapfer. Wenn es durch Schluchten geht, besonders an dunklen Stellen, heißt es: "Hände auf den Rücken und Dauerlauf!" Und dann wird unbarmherzig geschlagen und erschlagen, geschossen und erschossen und ermordet. "Ein anderer Kamerad wirft sich etwa fünf Schritt vor mir vor ein vorbeifahrendes Militärauto. Das Auto hält kurz an. Fragt. 'Schwab' ist die Antwort. Das Auto rollt über ihn hinweg. Der Wahnsinn feiert Orgien. Ein älterer Mann, der nicht weiter kann, erhält mit dem Kolben einen Schlag in die Nierengegend, der die Niere schwer verletzt. Dann schießt man ihn tot." Sein Sohn ist dabei. Die anderen verdursten fast. Die Natur ringt ihnen und damit sich selbst das letzte an Kraft des Ertragens ab. Eng zusammengepfercht sind die Volksdeutschen in einem Stall. Zwei Verwundete sind unter ihnen, einer hat einen Schuß durch einen Fuß, ein anderer einen schrecklichen, zwei Finger dicken Streifschuß am Kopf. Sie können den Durst kaum aushalten. Erschossen werden oder verhungern und verdursten – dies scheint jetzt die einzige Frage zu sein. Der Hunger wird so unerträglich, daß Pfarrer Lieske in den Pferdekrippen nach Körnern sucht. Alles ist leer. Er entdeckt auf dem Fußboden im Mist verstreute Weizenkörner. Sorgfältig liest er ein paar Hände voll zusammen, pustet Schmutz und Sand heraus und verzehrt sie.

Die Stimmung kam so auf den Nullpunkt, daß sie mit den einfachsten Mitteln zu heben war. Am nächsten Morgen – es ist jetzt der 6. September – wird endlich wieder der Durst gestillt. Einige der Frauen bringen etwas Tee in einem großen Kübel, in den einfach Wasser zugegossen wird. Jeder erhält den Deckel einer Thermosflasche nicht ganz voll. Das ist schon ein wahres Fest! Der Herr Hauptmann sagt zu einem Volksdeutschen, sie sollten Geduld haben, bald kämen sie in das Lager, das Ziel ihres Marsches. Diese Nachricht, nur indirekt durch den Mittelsmann den Deutschen kundgetan, elektrisiert sie geradezu, und Lieske glaubt bemerken zu dürfen:

"Die Stimmung hob sich, trotz Hunger und Durst und des Schreiens der Verwundeten, die auch nicht einmal mit den primitivsten Mitteln versehen worden waren."

Es gehörte zu den verbrecherischen Methoden, mit denen die Polen den ganzen Marsch der Volksdeutschen in Bewegung gesetzt haben, daß nicht im geringsten für ärztliche Hilfe gesorgt war. In den meisten Gruppen fehlten auch volksdeutsche Ärzte oder Sanitäter, immer fehlten Medikamente. Wo aber volksdeutsche Ärzte waren, wurden sie an ihrer Tätigkeit fast völlig gehindert. Wahrhaftig, auch in ärztlicher und sanitärer Beziehung ist dieser Marsch der Volksdeutschen ein einmaliges Ereignis in der Weltgeschichte gewesen. So lautete denn auch der Bericht Lieskes weiter:

"Der Zustand der Verwundeten war entsetzlich. Fieber und Schmerzen machten die armen Menschen bald verrückt, dazu hingen auch schon die ersten Maden an den Wundrändern. Man lud sie auf einen Kastenwagen und fuhr davon."

Wieder ein Fall von Sadismus: Der "Herr Wachtmeister" nahm 300 von den Volksdeutschen gesammelte Zlotys, um Einkäufe zu machen und dabei auch einige Sonderwünsche zu befriedigen. Er erschien zunächst nicht wieder; als er abends kam, nahm er Leibesvisitation vor, raubte alles mögliche, darunter einige so wertvolle Füllhalter, das Geld war aber fort.

In dieser Fülle von Bedrängnissen und Martern mutet eine kleine Schilderung wie die folgende wie ein Miniaturbild an. Der Marsch geht weiter.

"Gleich hinter dem Vorwerk hängte sich ein Mann auf mich, ein bedauernswertes Geschöpf. Beide Füße durchgelaufen, schwer schwindsüchtig. Er schlang den Arm um meine Schulter, voller Todesangst. Bloß nicht liegenbleiben! Unglücklicherweise vertrat ich mir dabei das Knie. Der durchgelaufene Fuß hatte inzwischen auch angefangen zu eitern; der eine Nagel war vollkommen abgerissen. Bald fand ich Hilfe für die Schlepperei, und es ging weiter. Stunde um Stunde verging."

Sonst im Leben achten wir ängstlich auf jede beginnende Entzündung, sonst im Leben warnen wir Lungenkranke vor jeder Überanstrengung: das alles galt jetzt nicht. Alles ärztliche Denken mußte zurücktreten hinter dem einen, bodenlosen, endlosen, hoffnungslosen oder doch nur von leisestem Hoffnungsschimmer belebten Kampfe um das nackte Dasein. Und nicht nur die Schwachen nahmen Schaden an ihrer Gesundheit, auch die Starken waren, ganz abgesehen von der ständigen Gefahr des Ermordetwerdens, gesundheitlich in der größten Gefahr.

"Das Mahlen im dem feuchten Sand, dazu das Schleppen von Kameraden, die nicht mehr konnten, und der Staub in der Lunge konnten schon den stärksten Mann mürbe machen."

Zu allem Unglück machte ein jüngerer Mann den Deutschen schwer zu schaffen. Er benahm sich wie ein Verrückter. Er schimpfte laut: "Ich habe es nicht nötig, mich so treiben zu lassen. Ich will nach Hause. Ich kann nicht mehr. Die verfluchten Kerle." Die Polen wollten ihn heraushaben und wären sehr rasch mit ihm fertig geworden, man mußte ihn schleppen wie ein Kind, obwohl er einen Kopf größer war als die anderen. Schließlich gelang es, ihn durch die Nacht zu bringen. So hatte man neben allen anderen Sorgen auch noch diese.

Dieser Nachtmarsch war so anstrengend, daß selbst einer der Begleitmänner, die sich doch wahrhaftig gut pflegen konnten mit Essen, Trinken und Ablösen, einfach umfiel und liegenblieb.

Die nächsten Stunden mußten die Volksdeutschen in einem Schafstall auf ganz frischem Schafmist verbringen, der eine ungeheure Hitze entfaltete. Macht nichts... Gesundheit ist Nebensache, es geht ums Letzte. Ein Thorner Bürger namens Steffen wäscht sich ein wenig. Die anderen sehen zu. An seinem Kopf und Leib ist kaum noch ein weißer Fleck zu sehen. Der ganze Körper war von den Polen blutrünstig geschlagen worden, weil er angeblich den deutschen Fliegern Zeichen gegeben hatte. Um in dieser grauenvollen Atmosphäre Luft holen zu können, meldete sich Lieske, austreten zu dürfen. Kaum ist er draußen, wird er von dem polnischen Pöbel mit Steinen beworfen und muß schleunigst zurück in den Schafstall.

Abwechslung bringt das Herannahen einer weiteren Truppe von 42 verschleppten Deutschen. Viele gehen an die Fenster, obwohl das bei Todesstrafe verboten war, und sehen dem Einmarsch der Neuen zu. Es sind nun etwa 560 Leidensgefährten.

Die ganze Nacht zum 8. September geht es die endlose Straße weiter.

Am 9. September, als **der Polenfeldzug** grundsätzlich schon entschieden ist, winkt ihnen immer noch nicht die Erlösung. Haben sich die Kräfte wirklich verdoppelt, verzehnfacht? Es scheint so!

"Die Müdigkeit wuchs von Nacht zu Nacht. Der kranke Fuß schmerzte schauderhaft. Am schlimmsten aber war es, wenn man immer wieder beim Marschieren einschlief und dann durch einen Kolbenstoß geweckt wurde."

Eine merkwürdige Bereitschaft des Körpers: Wie es von den Soldaten im Trommelfeuer heißt, sie könnten sekundenweise schlafen, so auch hier. Die Natur hilft sich, holt das Letzte an Abwehr- und Schutzkräften aus sich heraus.

Wieder ein Vorgang, der sich hygienisch ungünstig auswirkt. Die Unterschiede zwischen Tag und Nacht machen sich bemerkbar. "Am Tage auf dem glühendheißen Mist, in der Nacht auf der taukalten Straße." Die Folge waren schmerzhafte Erkältungen, die mangels sämtlicher sanitärer Einrichtungen natürlich nicht wegzubekommen waren. Noch vor Morgengrauen kommen sie in die Stadt Kutno. Sie werfen sich einfach auf die schmutzige Straße und schlafen sofort ein. Welcher Raubbau, welches Wüsten mit menschlicher Kraft und Gesundheit! Die Polen wollen die Hitlerowcys ausrotten. Nun handelt es sich darum, mit Klugheit und List, mit härtester Selbstzucht und Unnachgiebigkeit durchzuhalten bis zum Tag der Freiheit.

Die Gruppe steht bei Kilometerstein 109 vor Warschau. Mehr und mehr wird ihr klar, daß sie mindestens diese 109 Kilometer noch wird marschieren müssen.

Am 9. September früh um 6 Uhr werden sie in einem Pferdestall mit dampfendem Mist untergebracht. Sie wollen ruhen, bekommen als Labsal auch für jeden drei Pflaumen. Aber nach gut zwei Stunden heißt es: Weitermarschieren. Also wieder: Das letzte an Kraft hergeben! Wer nicht mitkann, wird erschossen. Erschütternd ist der Inhalt dieser kurzen Sätze: "Wer hinten war, bekommt nicht nur die meisten Püffe, sondern mußte auch immer die Kranken und Zusammenbrechenden schleppen, die immer weiter nach hinten abgeschoben wurden, bis keiner mehr da war als unsere Begleitmannschaften, und diese prügelten sie dann eben zu Tode."

Es gehört viel Festigkeit des Herzens dazu, dies zu lesen und sich die Vorgänge genau vorzustellen. Es gehört aber mindestens ebensoviel innere Standhaftigkeit dazu, angesichts solcher Verworfenheit den Glauben an das Leben nicht zu verlieren. Gibt es doch ein ungeschriebenes Gesetz fast überall in der Welt, sicher aber bei allen, die sich Kulturvölker nennen, und dies Gesetz lautet: Achtung vor den kranken Menschen, Hilfe für den kranken und verwundeten Feind, ja selbst der erkrankte Verbrecher oder Mörder wird vom Gefängnisarzt noch gepflegt und geheilt. Hier aber schwieg die leiseste Stimme des menschlichen Gewissens. Die sittliche Weltordnung wurde von den Polen ins Wanken gebracht. Sie haben das mit dem Untergang ihres Staates und ihres selbständigen Volkslebens bezahlen müssen.

Es erfolgt wieder ein Ausbruch polnischen Hasses an diesem Tage. Die Posten jagen und schlagen die Gequälten.

"Die Augen quellen hervor, die Zunge brennt, unter der Zunge ist das Fleisch dick und geschwollen. Aber nicht ein Tropfen Wasser, immer nur vorwärts! Die ersten älteren Leute brechen zusammen. Ein Bild, das jetzt am Tag in dem leuchtenden Sonnenschein noch viel furchtbarer ist als nachts.

Mit offenen Augen liegen sie da, das Gesicht verzerrt, die Lungen keuchen, wir werden so vorwärtsgetrieben, daß wir es nicht vermeiden können, auf die Gestürzten zu treten, sie zu überrennen. Manch einer hat noch die Kraft, aufzuschreien, wenn andere auf ihn trampeln, die meisten haben schon vor Erschöpfung die Sinne verloren. Man kann das als eine Gnade bezeichnen,

die ihnen geschenkt ist. Denn hinter uns wütet der Mob."

Unter dem aufpeitschenden Lachen und Höhnen der Bevölkerung verstärkt sich der sadistische Blutrausch der Mörderbanden.

"Hinter uns das Geschrei der Gequälten und Erschlagenen, vor uns – wer weiß es, und so weit darf man gar nicht denken. Die Hemden hängen den meisten in Fetzen um den Leib. Bajonettstiche und Kolbenschläge haben sie heruntergerissen."

Nun kommt ein Stück Bahnfahrt – aber nicht lange. Denn deutsche Flieger haben die Gleise und Bahnhöfe zerstört und so ungewollt den Deutschen ihr Schicksal noch erschwert – sie mußten es eben tragen um der größeren Sache willen. Die Sonne brennt auf den Waggon, neue gesundheitliche Schäden treten auf. Ein Kleidungsstück nach dem andern reißen sie herunter, aber nichts bringt die ersehnte Linderung. Das Herz macht einfach nicht mehr mit.

"Man möchte aufspringen und mit den Armen um sich schlagen... der Durst ist zum Wahnsinnigwerden. Die letzte Flüssigkeit haben wir ausgeschwitzt, unsere Hände sind pitschnaß und vom Staub der Landstraße schwarz. Unsere Gesichter sind staubig und verfallen, der Schweiß hat seine Spuren hineingezeichnet, wie man Wege auf eine Landkarte zeichnet, wir sind kaum noch zu erkennen. Verzerrt die Gesichter, weit offen der Mund, keuchend der Atem."

Der Zug hält ab und zu. Die Hitze wird unerträglich. Es gibt immer noch kein Wasser.

Das ist das Bild des Menschen, der Krone der Schöpfung. Einige bekommen Tobsuchtsanfälle, reißen die Luken von den geschlossenen Güterwagen, in denen sie sich befinden. Dann gibt es wieder Spießrutenlaufen. Um ½5 Uhr nachmittags müssen sie heraus und unter Bajonett- und Kolbenhieben und anderen Quälereien über das Feld laufen. Ein Strzelec schlägt Lieske mit dem Karabiner quer über den Rücken.

"Ich stürze ein paar Schritt vorwärts, bin aber gegen den Schmerz scheinbar schon völlig abgestumpft, denn ich fühle es gar nicht mehr."

Das alles ist möglich. Wo bleiben die Gesetze der Physiologie? Es muß doch so sein, daß der Körper einfach bei vollem Bewußtsein eine Schutzhülle schafft, die gegen Schmerz fast unempfindlich macht.

Ein Bild des Grauens. Die Bahnstrecke ist vollkommen von Bomben zerstört, blutige Watte und Verbandzeug liegen herum. Nun müssen sie wieder laufen, und wieder werden viele Zusammenbrechende abgeschossen.

Der Hunger und Durst sind aber so unerträglich, daß trotz der Lebensgefahr einige aus der Reihe auf die Felder herausspringen und an Früchten herausreißen, was sie bekommen können. Bezeichnend ist die Wirkung der einzelnen Feldfrüchte in dieser Lage des völligen Verdurstetseins; darüber gibt es ja sonst keine Erfahrungen. Und die einfachen Feststellungen, die Lieske trifft, mögen als ein Teil des Heldenepos betrachtet werden, das von dem Zug der Verdammten in Polen spricht.

"Wohl dem, der eine Möhre oder gar eine Gurke erwischt. Das stillt ein wenig den Durst. Aber die roten Rüben und Zuckerrüben brennen unerträglich im Hals, außerdem rebelliert der Magen dagegen. Ich verspeise rohe Kartoffeln, die schmecken scheußlich, aber man hält es vor Durst nicht mehr aus."

Wie entsetzlich sind die folgenden Stunden! Man kommt durch ein Dorf, das noch Erntefest abhält. Aber keine Bitte um Wasser wird von diesen Menschen mit dem harten Herzen erfüllt.

"Immer mehr fallen. Alle kennt man nicht. Viele liegen mit dem Gesicht zur Erde, wohl um nicht in ihrer Todesstunde noch die haßverzerrten Gesichter ihrer Peiniger sehen zu müssen."

Wie grausam – so sein Leben abzuschließen! Diese Volksdeutschen in Polen haben wohl das Größte an Leid, an massenhaftem Leid erlebt, das je geschlossenen Gruppen vom Schicksal zugemutet wurde.

Alle normalen Maßstäbe versagen. Ein paar Leute gelangen am nächsten Morgen in einen Nebenstall, wo eine Kuh mit prallem Euter stand. Lieske trank mindestens zwei bis drei Liter Milch, fiel dann um und schlief.

Am Sonntag, dem 10. September, geschieht ein Wunder. Das erste Essen! Der Herr Hauptmann ist großmütig und gewährt tatsächlich, nachdem etwa 50 bis 70 von der Gruppe erschlagen und erschossen sind, das erste Essen in Form von Zwieback. Nein, so weit ging es doch wieder nicht! Es wurde Suppe gekocht, die Frauen mußten helfen, aber nachdem ein Drittel Suppe bekommen hat, ertönt der Befehl zum Abmarsch. Die anderen zwei Drittel müssen mit dem Anblick und Geruch der Suppe zufrieden sein, müssen Tantalusqualen erleiden und müssen marschieren.

Es kommt in der Hölle des Grauens ein kleiner Lichtblick. Die bisherigen Begleitmannschaften, die "Strelitzen" (Schützen), werden durch Polizei und Hilfspolizei abgelöst. Die benahmen sich etwas besser. Sie haben Räder, lassen diese natürlich von den Volksdeutschen schieben, geben ihnen aber Zigaretten. Bezeichnend die Erfahrung, die so viele machen:

"Rauchen sättigt nicht nur, sondern regt auch ein wenig an und weckt die Lebensgeister."

Seltsam ist diese Stimmung. Man freut sich geradezu. Es ist schönes Wetter, die Straße gut. Die medizinischen Dinge werden von Lieske mit schonungsloser Offenheit berührt, und wir geben sie hier in ihrer ganzen Kraßheit wieder.

"Unsere Wunden und eiternden Füße freuen sich. Die Füße – das ist überhaupt ein Kapitel für sich. Ein Sanitäter hat angefangen, uns nach langen Bitten die Füße einzuschmieren. Ich gehe mit und sehe zu. Manche Frauen haben Löcher in den Füßen, in die man die Spitze des Daumens legen kann, darüber fließt ununterbrochen Eiter. Verbandzeug gibt es nicht. Oder doch: wer Fußlappen hat, reißt einen Streifen davon ab, und diese schmutzigen Leinenlappen sind dann Verband. Ein Mann geht auf allen vieren, so wund und vereitert sind seine Füße. Die Behandlung ist köstlich. Mit einem sarkastischen Grinsen geht der Sanitarjusz der Strzelcys herum und schmiert Jod oder eine braune Salbe auf die Füße. Wer sehr schlimme Füße hat, bekommt Salbe, wer weniger schlimme hat, Jod. Mir wird Salbe angeschmiert, und ich bin sehr froh darüber, denn man denkt, daß es hilft. Aber bald geht es von der guten Straße herunter auf scheußliche Wege: Sand und Löcher. Es ist stockfinster, und die Löcher sind so plötzlich da, daß man regelrecht hineinfällt. Der Schmerz in dem kranken Fuß ist greulich. Man stürzt einfach unversehens 20 bis 30 Zentimeter tief in ein Loch. Der ganze Körper ist so ermüdet, daß man bei solchem Sturz jedesmal beinahe in sich zusammensackt."

Es stellt sich heraus: hier haben Kämpfe stattgefunden. Endlich wird nun einmal des Nachts geschlafen. Morgens um ½5 Uhr das Kommando: "Stiefel aus!" Wieder eine neue Tortur? Aber wieder wandelt die gütige Natur den sadistischen Willen der Polen in Gutes: Der Tau tut den wunden Füßen wohl. Der Grund war diesmal der, daß die Brücke über die Bzura zerstört war und die Verschleppten durch den Fluß waten mußten.

Dies Durchwaten war nicht einfach. Das Wasser ging bis zum Unterleib. Trotz der Angst einiger Frauen, deren Nerven zu stark gelitten hatten, sie würden nicht durchkommen, gelangten schließlich alle hinüber.

Nun spricht wieder die Hygiene: Die meisten tranken ganz unbeherrscht aus dem Wasser der Bzura, obwohl sie wissen mußten, daß Typhusgefahr bestand. Lieske selbst trank nur einen Thermosflaschendeckel voll – aber freilich, auch darin konnte der Tod gesessen haben.

"Es war nichts Besonderes los. So sagt man, wenn der Tag ruhig vergeht, ohne daß ein paar Kameraden erschossen werden."

Mit diesem inhaltsschweren Satz beginnt der Bericht vom Sonntag, dem [10.] September.

Wir werfen wieder einen Blick auf die Geheimnisse der Mechanik des menschlichen Körpers. Kein Zweifel; man kann im Marschieren schlafen oder wenigstens eine schlafersatzähnliche Tätigkeit ausüben. Lieske berichtet, daß er mit den Männern Leschmann, Arnim, Hollatz eine feste Vierer-Marschordnung geschaffen habe. Diese vier konnten sich aufeinander verlassen, sie waren eine auf Gedeih und Verderb verbundene kleine Gemeinschaft.

"Fiel einer oder taumelte er aus der Reihe, so war ihm die Kugel gewiß. Und nur einer konnte den anderen vor dem Erschossen- oder Erschlagenwerden bewahren; dadurch nämlich, daß einer immer **wach** war und den anderen hielt oder zurückriß."

In solchen Zeiten wird der Mensch gleichsam wieder zum Urmenschen. Wieder spielt sich der Vorgang ab, daß nur ein kleiner Teil das dargebotene Essen bekommt, weil der Befehl zum Abmarsch gegeben wird.

"Ja, auch diejenigen von uns, die essen konnten, mußten so schnell essen, daß es jeder Beschreibung spottet: ich trank das Dünne ab, schüttete die drei oder vier suppigen Salzkartoffeln einfach in die Hand und schlang sie hinunter; man wollte nicht einen Tropfen vom Essen verlorengehen lassen."

Das Heldenepos der Volksdeutschen ist insbesondere auch ein Heldenlied von der deutschen Frau. Die Frauen, das schwächere Geschlecht, an große Märsche weniger gewöhnt als die Männer, haben letzte Kraftreserven hervorgeholt und gezeigt, was sie an Tapferkeit leisten können. In einem Momentbild hat Lieske es so zusammengefaßt:

"Vor uns gehen drei deutsche Frauen, eine Mutter mit ihren beiden erwachsenen Töchtern. Ein Vorbild an Tapferkeit. Die Füße wund, kaum noch weiter könnend, und doch schweigend. Nur die eine schluchzt von Zeit zu Zeit auf, wenn ihr mein Nebenmann, der dauernd einschläft, auf die Beine fällt."

Die Gruppe muß mitten durch Geschützfeuer gehen. Einschläge deutscher Kanonen? Wahrscheinlich! Werden sie nun befreit? Nein, noch nicht. Immer wieder gelingt es den schlauen Polen, sie irgendwo an der Front vorbeizubringen. Nach einer im Zickzackkurs durchwanderten Nacht werden sie wieder in einen hoch mit Mist angefüllten Stall getrieben. Einige haben das Glück, Platz auf dem Heuboden zu finden. Sofort versinken sie in tiefen Schlaf.

Am Mittwoch, dem 13. September, scheint die Sonne. Es kommen ein paar ruhige Stunden. Die Deutschen dürfen sich waschen. "Die Sonne ist wie Medizin."

Wie aber ist die Waschhygiene?

"Man ist beinahe schon zu schlapp, um den Willen aufzubringen: Ich muß mich waschen. Aber man geht dann doch hin, klunkert vor allem die Taschentücher und Fußverbände aus, um endlich einmal Blut und Eiter herauszubekommen. Ich merke, daß mein Taschentuch auch ganz blutig ist, also muß ich wohl mal Nasenbluten gehabt haben. Hier gibt es auch beinahe so etwas wie eine Latrine. Oder ist es vielleicht mehr als ein Hohn? Ich nehme letzteres an, denn sonst könnte man nicht verlangen, daß hundert Leute ihre Notdurft auf einem mäßig großen Steintopf verrichten. Aber wehe dem, der in die Ecke geht. Also heißt es, sich auf den völlig kaputten Rand zu setzen und sein Bestes zu versuchen. Man ist mit der Zeit völlig abgestumpft, und Schmähreden sowie Steine, die geworfen werden, sind uns völlig gleichgültig geworden.

Mittags lächelt das Glück noch mehr. Nachdem ein Jude, der stinkenden Speck angeboten hatte, herausgeworfen worden war, kommt ein anderer und bringt frisches Schweinefleisch. Es scheint zwar auch nicht ganz in Ordnung, "aber der Hunger treibt es hinein", dazu ein paar Pellkartoffeln. Gerade ißt die Gruppe, da kommt der Hauptmann, kippt die Schüsseln mit Essen um und jagt Frauen und Männer mit Fußtritten fort.

Der Marsch geht weiter durch eine Sandwüste. Entsetzlich anstrengend! Bald liegt Geschützfeuer über dem Weg. Man muß halten. Es ist der einzige Wunsch, in die Schlacht zu kommen, um vielleicht von Deutschen gerettet zu werden. Wieder ist der Gedanke an Befreiung verfrüht, nach etwa einstündigem Marsch machen sie kehrt.

Es melden sich jetzt Folgen des plötzlichen "zuviel Essens". In einigen Sätzen wird die "Ernährungslage" von Lieske so zusammengefaßt:

"Es war dies der erste Tag, an dem die meisten von uns außer einem viertel Zwieback und Wasser wirklich etwas in den Magen bekommen hatten. Und das ist uns reichlich schlecht bekommen und stört uns beim Marschieren. Aber das läßt sich nun nicht mehr ändern. Wir sind froh, daß wir im Augenblick Ruhe haben und liegen können."

Es beginnt nun in kalter Nacht eine entsetzliche Pflastertreterei, die wunden Füßen immer mehr Schmerzen bereitet. Arnims Schuhe werden mit Kupferdraht umwickelt. Viele haben ihre Sohlen kaputtgelaufen, viele haben die Schuhe längst verloren oder auch weggeworfen, weil sie unbrauchbar geworden sind.

Jeder Schritt mit dem eiternden Fuß schmerzt furchtbar. Nun dürfen sie sich legen. Alle fangen an, in der Kälte mit den Zähnen zu klappern. Da legen sie sich Rücken an Rücken, um etwas Wärme zu schaffen.

Nun tauchen während des Weitermarsches Halluzinationen auf, Traumgesichte, nur durch den Zustand gleichzeitiger übermäßiger Erregung und Erschöpfung zu erklären. Sie sehen riesige Schloßfassaden, dann reicht jemand Brot, immer wieder sehen sie hohe Fassaden. Dann werden sie unsanft durch Kolben geweckt.

Der Irrmarsch kreuz und quer ermüdet sehr. Schließlich aber wird die Richtung nach Warschau eingeschlagen. Wieder ist Quartier. Es geht einigermaßen. Nun kehrt sich das sinnlose Wüten der Polen gegen sie selbst. Wie vom Wahnsinn geschlagen sind sie. "Die Wachen waren auch nicht mehr so streng, weil ihnen selbst die Füße Kummer machten. Schlapp waren sie ja alle, die uns trieben, und auch von ihnen blieb manch einer liegen."

Ein kleines Beweisstück volkstümlicher Medizin sei der Vergessenheit entrissen: In den Ställen legten sich die Volksdeutschen immer wieder in den Mist, es gab nichts anderes. "Es dauerte keine fünf Minuten und man war wie mit Schweiß übergossen. Aber auch das lernten wir schätzen, denn

wir meinten, daß uns die Schwitzkur am Tage sicher die Lungenentzündung oder Erkältung austreiben würde, die wir uns nachts, wenn wir auf der Straße liegen, notwendig zuziehen mußten. Wir waren überhaupt sehr genügsam geworden, so genügsam, daß wir staunten. Wenn wir einen Schluck klares Wasser und ein Stückchen altes, trockenes Brot gehabt hätten, dann wären wir von Herzen dankbar gewesen."

Alle "Bande frommer Scheu" schwanden. Im Stall war ein tiefer Schacht mit einem Kurbelrad. War es ein Brunnen? Nein! Nur ein Jauchebrunnen, in den viele, die zu schlapp waren, herauszugehen, ihr Bedürfnis verrichteten. "Frauen lagen vielleicht zwei Meter davon entfernt, aber auch ihnen war alles gleichgültig. Wir waren überhaupt kaum noch Menschen. Wir waren ein vom Schicksal zusammengeschweißter Klumpen menschlichen Leidens und Elends, von dem ein Teil seine Toten beweinte und der andere Teil sein nahes und baldiges Ende vor Augen sah."

Lieske schaltet in seinen Bericht einige Zeilen der Besinnung und Überlegung ein. Soviel er kombinieren kann, müssen Zehntausende von Verschleppten über diese trostlosen polnischen Gefilde ziehen. Manchmal meint er, nur wenige, vielleicht nur einer, werden überleben, um dies alles einer sogenannten kultivierten Umwelt zu verkündigen. Dann aber klagt er England an. "Wie oft wanderten meine Gedanken nach England, nach dem Land, in dem ich ein ganzes Jahr studiert hatte, und **das an diesem unsagbaren Leid unserer Volksgruppe mitschuldig, ja hauptschuldig geworden war**. Denn allein an Englands Schutz war Polen größenwahnsinnig geworden, und nur unter Englands Schutz zeigte sich das polnische Untermenschentum in seinem ganzen Umfang und Sadismus."

Wir verschweigen keineswegs gelegentliche fragwürdige Züge, zumal sie psychologisch durchaus begreiflich erscheinen. Nach endlos langem Tag gibt es abends Suppe: Einige Leute stürzen sich so auf die Kanne, daß die Wachthabenden "Aufruhr" wittern, die Kanne herausholen, die Türen schließen und alle hungrig in dumpfer, atemberaubender Stalluft sitzen müssen.

Mitten in der Nacht, um ½1 Uhr, in größter Dunkelheit, kommt der Befehl zum Weitermarsch nach Warschau. Nach furchtbarem Durcheinander des Aufbruches wird getrieben und getrieben. Sieben bis acht Kilometer mußten in der Stunde geschafft werden. Zu leiblicher Not kamen seelische Aufregung und Ärger. Der dicke Polizeiwachtmeister quälte die Deutschen, indem er Greuelmärchen verbreitete, z. B. daß deutsche Soldaten polnische Kinder in Bromberg an die Wand geworfen hätten. Natürlich hieß es auch, die Franzosen hätten den Westwall an zwölf Stellen durchbrochen, Berlin sei mit Erfolg bombardiert usw. Etwas Humor blieb selbst in düsterster Lage. Lieske fragt, wie denn deutsche Soldaten nach Bromberg kamen, wo doch polnisches Militär unmittelbar vor Berlin stände?

Nun zieht die Gruppe in Warschau ein, wohin auch unzählige Polen strömen. Erst werden sie durch Vororte geschleppt. An einer Stelle sagt ein Offizier: "Hier darf keiner durch, hier ist die vorderste Linie." So? Und die Schlacht bei Berlin und das durch die Polen besetzte Ostpreußen?

Sie kommen an das berühmte Gefängnis Pawiak. Eine Megäre von Aufseherin sagt, als sie sich erschöpft niedersetzen: "Sitzen verboten!", und die Aufseher, die erst gutmütig gewesen waren, folgen dieser Megäre.

Im Gefängnis, in dem schon Pilsudski gesessen hatte, wurde es zunächst besser. Es gab Waschwasser und Wasser zum Trinken. Für den Hygieniker aber gibt es doch einiges zu bemerken. Hören wir die Worte Lieskes:

"Zur Ganzwäsche reichte das Wasser nicht, auch konnte man sich nicht recht dazu entschließen. Ich hatte seit 14 Tagen die Sachen nicht mehr vom Leibe gehabt; Schweiß und Staub und Dreck hatten

alles verklebt. Nach ganz kurzer Zeit kamen zwei Sanitäter und fragten, wer Durchfall habe. Es meldete sich keiner, nur einige waren da, die seit zehn Tagen überhaupt keine Verdauung mehr gehabt hatten."

"Wie lange würden wir hier sitzen? Ganz egal, nur mal erst heraus aus den Stiefeln und ausgeruht!"

Der Fußboden war ungedielt, eine Art Zement, eisig kalt. Aber wie gut tat das den wunden Füßen! Verkehrte Welt! Kalter Fußboden als Heilmittel!

Ein Gefängniswärter setzt – entgegen den Hoffnungen der Gequälten – die Mißhandlungen fort. Wer sich hinlegte – er kontrollierte häufig –, wurde mit den riesigen, 25 Zentimeter langen Schlüsseln geschlagen. Die Gequälten, die nun im ganzen etwa 320 Kilometer marschiert waren, können es nicht fassen, daß noch keine Atempause eintritt. Die Namen der Volksdeutschen werden notiert, jeder wird gemustert, und der Wärter sagt: "Ihr seid Banditen, und wie Banditen werden wir euch behandeln." Der Wärter befiehlt den Deutschen, in der Zelle auch untereinander polnisch zu reden. Da Polen in der Zelle sind, muß man sich fügen.

Es ist kaum zu fassen, aber wahr, daß bereits eine Stimmung aufkommt: "Wenn wir nur erst weitermarschieren würden!" Nicht ohne Humor ist die Schilderung vom Schluß des Tages, als sie etwas Suppe und Brot bekommen hatten. "Ja, das bißchen Suppe und Brot sind für den Körper eine derartige Anstrengung, daß ich beim Appell ohnmächtig werde. Hollatz bringt mich mit einer fabelhaften Kopfmassage wieder zu mir, und so kann ich denn glücklicherweise bei der abendlichen Musterung einigermaßen stramm stehen und entgehe der Dresche mit den verflixten Schlüsseln."

Gleich die erste Nacht erschienen Wanzen, die einen ganz erklärlichen Hunger hatten, da die Gefängnisse schon seit längerer Zeit evakuiert waren. Dann geht es unter die Brause. Das kostete einem alten Mann das Leben; er bekam einen Herzschlag. Eine dicke Schmutzkruste hatte sich bei allen gebildet, die wurde jetzt abgewaschen. Zum Trocknen standen für achtunddreißig Menschen nur drei Handtücher zur Verfügung.

Während die Deutschen **die Einnahme Warschaus** vorbereiteten, mehrten sich die Anzeichen der Lebensmittelknappheit in Warschau. Die Gefangenen merkten sie zunächst daran, daß die Suppe im Gefängnis durch Sodazusatz verschlechtert wurde. Das begann am 15. abends, mittags den 16. gab es nur mehr einen halben Liter sehr heißen Sodawassers, in dem einige harte Erbsen schwammen. – "Am Abend machte sich die Folge der Soda bei dem ersten von uns bemerkbar, leider auch bei mir. Wahnsinnige Leibschmerzen, ruhrartiger Durchfall. Und das Schlimmste: wir durften nicht heraus. Also auf die Kübel in der Zelle. Schweiß und Tränen liefen den Leidenden über das Gesicht. Man saß stundenlang mit den wahnsinnigsten Darmkrämpfen auf dem Kübel, doch ohne den geringsten Erfolg. Das ging die ganze Nacht durch. Immer wieder ein anderer. Und dabei überkam uns fast wieder die Verzweiflung. Das konnte ein solch gequälter und erschöpfter Körper nicht aushalten. Dazu gab es ja auch kein anderes Essen, und obgleich Durchfall sofort gemeldet werden mußte, kümmerte sich kein Mensch um uns. Meine Rettung für den Augenblick war mein letzter Zwieback, noch immer einer von jenen zwei berühmten, das Stück zu zwei Zloty gekauft."

Eine traurige Aufgabe bekommt Lieske. Er muß die Internierten aufschreiben. Dazu braucht er zwei volle Tage, von Sonntag, den 17., bis Dienstag, den 19. Er stellt fest: beim Abmarsch waren es etwa 508, andere sagen 518, später 560. Jetzt sind es 322 Männer und 50 Frauen – 188 fehlen. Sie sind wahrscheinlich alle tot.

Ein trauriger Fall: ein Bekannter von Lieske, Konrad aus Neumühl, liegt in einer winzigen Zeile mit drei Pritschen. "Konrad liegt auf seiner Pritsche, ein Bild des Jammers. Der Atem geht ganz kurz. 'Gestern', so sagt er, 'war es noch viel schlimmer, aber da habe ich Herztropfen bekommen, und nun

kann ich wenigstens wieder etwas atmen.' Neben ihm steht ein Spucknapf, und die Lunge scheint, dem Auswurf nach zu urteilen, völlig verschleimt zu sein. Das eine Bein ist bis oben herauf dick und rot." Bald ist er tot. –

Von den anderen bekommen die meisten eine Blasenerkältung und ununterbrochen stehen, unter furchtbaren Schmerzen, einige am Kübel. Die Luft in der Zelle ist fürchterlich. Lieske gelingt es endlich, bis zur Ambulanz vorzudringen. Er bekommt eine ordentliche Portion Opium und Tannalbin. Da hat er die Nachtruhe. –

Bald wird die Lage kritisch. Eine Woche vergeht, und während dieser Woche vom 17. bis 24. ist die Hungersnot gestiegen. Auch Wasser gibt es nicht mehr, kein Wasser zum Waschen, keins zum Trinken, nur noch ein Viertelliter Essen. Also beginnt die fürchterliche Qual des Wassermangels wieder. Ein kleines Töpfchen voll Kaffee gibt es. Er ist sehr süß und voll Kaffeegrund. "Aber den Grund schmeißen wir nicht etwa weg. Dazu sind wir viel zu hungrig. Wir nehmen ihn vorsichtig heraus, bestreuen ihn mit Salz und essen ihn mit Löffeln. Das füllt wenigstens den Magen."

In der Nacht vom 22. auf den 23. beginnt das deutsche Trommelfeuer. Alle Furcht, alles Sicherheitsbedürfnis ist unter dem Eindruck des Höllenmarsches nach Warschau so geschwunden, daß Lieske im tollsten Trommelfeuer bei Fackelbeleuchtung und Fliegerangriff schreibt: Warschau brennt überall.

Erneuter Angriff auf Leben und Gesundheit der Volksdeutschen: Die Juden haben dem Gefängnis gegenüber einen Schuppen angesteckt, wohl aus Wut, denn man hatte ihnen in den letzten Tagen kein Brot mehr gegeben. In dem Schuppen scheint Infanteriemunition zu sein, denn von Zeit zu Zeit pufft es ganz lustig in die Höhe. Die Zelle ist hellrot, und es wird angenehm warm. Dafür, daß kein Fenster mehr in den Zellen war, hatten die deutschen Sturzbomber gesorgt.

Noch aber ist die Leidenszeit nicht vorbei. "Der Hunger während der Märsche war noch gar nichts im Vergleich zu dem Hunger jetzt. Man konnte vor Hunger nicht mehr sitzen, auch nicht mehr schlafen, auch nicht mehr laufen. Immer dachte man nur an das Essen. Dabei wurden wir zusehends schlapper und in den letzten Tagen auch magerer, das Fleisch fiel förmlich von uns herunter. Die Arme waren ganz stockdünn, die Hände auch nur noch gerade mit Haut überzogen. Das letzte Blut sogen ihnen die Wanzen aus, obgleich sich alle schon so gut schützten, wie es irgend ging. Wir hatten ja Zeit, und so entstanden auch die üblichen Zellenkrankheiten, Zank um jeden Dreck, endlose Gespräche um Sinnlosigkeiten, Beleidigungen, seelische Zusammenbrüche bei dem Gedanken: was machen die zu Hause? Wir fühlten uns gestern abend zum Spaß den Puls: zweiundfünfzig! Und man fand ihn bei den meisten nur nach langem Suchen."

So empfindet es Lieske als freudige Abwechslung, daß er, in Sträflingskleidern, mit einigen anderen Deutschen zur Arbeit herangezogen wird. In einem Teil des Pawiak hatten deutsche Bomben eingeschlagen. Sie mußten dort aufräumen, die völlig zerstückelte Leiche eines Polen aus dem Schutt herauswühlen und dann ein Grab für sechs Mann graben. Dies alles halb verhungert, halb krank, völlig erschöpft. Aber der Kolben des Wärters drohte! Diese Arbeit geschah unter ständigen deutschen Bombenabwürfen. Aber "wir wollten lieber von deutschen Granaten erschlagen als von polnischen Untermenschen zu Tode gequält werden".

"Endlich, um 3 Uhr, gibt es Mittagessen. Das Wasser war so knapp geworden, daß es zwei von unseren Leuten aus den Zentralheizungskörpern herausholen mußten, wo es wohl schon seit Jahren gestanden hatte. Wer davon trank, wurde einige Stunden später erbarmungslos krank und wand sich in fürchterlichen Schmerzen auf dem Kübel."

Das eigentliche Trommelfeuer begann am Dienstag, den 26., abends.

Das Gebäude selbst, das ungeheuer starke Mauern hatte, sprang in die Höhe und tanzte wie die leichteste Bretterbude bei einem Erdbeben.

Und dann spielt sich alles rasch wie im Traume ab. Waffenstillstand... ein Hauptmann erscheint und sagt: "Ihr seid frei. Ihr könnt nach Hause gehen." Der Wärter kommt: "Wollt ihr heute noch gehen?" – "Ja, natürlich." Sie bekommen ihre Papiere. Sie schlagen sich durch zahllose polnische Kontrollen durch, behaupten, sie seien Bauern aus Lowitsch, die evakuiert seien und nun wieder zurückwollten.

Durch das sehr zerschossene Warschau finden sie schließlich hinaus auf die Felder, nehmen aber glücklicherweise die Straße und nicht die unterminierten Felder als Marschroute. Nachts um 2 Uhr stoßen sie auf die ersten deutschen Soldaten. "Heil Hitler!" ist das einzige, was sie hervorbringen können. Es hebt ein Erzählen an, sie werden gut verpflegt, und bald werden sie weiter transportiert, über Blonie nach Breslau und von da nach Bromberg. Die Irrfahrt hat ein Ende. Nun soll der Aufbau beginnen. Nun sollen die erschöpften Leiber und die gequälten Seelen versuchen, wieder Anschluß an die wirkliche Welt zu bekommen und jene traumhaft schwere, fast unwirkliche und doch allzu wirkliche Welt der Schrecken zu vergessen.

Bei Lowitsch aber, wohin diese falschen Lowitscher Bauern nicht zurückkehrten, war der andere Schreckenszug zu Ende gegangen, **der Zug der Männer und Frauen aus Bromberg und Umgebung nach Lowitsch**, der schließlich auf viertausend angewachsen war, und von dem wir zum Schluß den Bericht aus der Feder des volksdeutschen Arztes Dr. Studzinsky geben, der den Ausklang unserer Anklage bilden möge, unserer Anklage, die zugleich ein Heldenlied auf das ewige Deutschtum bedeutet.

Zuvor seien zur Schilderung dieses größten und gewaltigsten Marsches noch einige Einzelheiten wiedergegeben, wie sie aus mündlichen und schriftlichen **Berichten von Hauptschriftleiter Starke** stammen, der **den Zug von Bromberg aus** mitgemacht hat.

Der Zug bewegte sich fast ununterbrochen sechseinhalb Tage und Nächte lang von Bromberg aus. Von anderen Orten, wie Schwetz und Graudenz, stießen dann andere Abteilungen hinzu, so daß die Gesamtzahl die enorme Höhe von viertausend erreichte, die in fünf Abteilungen zu je achthundert Männern und Frauen vorwärts getrieben wurden.

Das Ziel war die Zuckerfabrik Chodzen. Unter den viertausend waren etwa tausend polnische Sozialdemokraten und Kommunisten, Sträflinge und ähnliche Gestalten.

Viele der Teilnehmer hatten nur unzureichende Kleider. Bei manchen kamen schon auf dem ersten 58 Kilometer langen Marsch über Langenau und Schulitz nach Thorn, der nur durch eine zweistündige Rast in Schulitz unterbrochen wurde, die Nägel innen in den Schuhen durch. Ein Mann marschierte in Holzpantoffeln, Frauen und Mädchen in Stöckelschuhen. Herzbeschwerden machten sich bald bemerkbar, und heute noch sterben manche plötzlich an dem Herzleiden, das sie sich auf dem Marsch zugezogen haben. Sie waren mehrere Wochen ohne besondere Beschwerden, um die Wende vom Oktober zum November starben jedoch in Bromberg und Umgebung allein sechs Menschen hintereinander. In Langenau blieb das 76jährige Fräulein **Martha Schnee**, eine Kusine des bekannten früheren Generalgouverneurs von Deutsch-Ostafrika, Dr. Schnee, liegen, sie war schwer herzleidend und hat furchtbare Erfahrungen mitgemacht. Fräulein Schnee, die als "Mutter der Armen" in Bromberg überall bekannt, geachtet und geliebt war, hatte folgende, für den ärztlichen Blickpunkt besonders bezeichnende Erlebnisse. Am Freitag, dem 1. September, abends, wurde sie in ihrer Wohnung verhaftet und mußte am nächsten Morgen zwischen 5 und 6 Uhr mit

den anderen den Marsch antreten. Der Weg ging durch Bromberg, wo der polnische Pöbel bereits gerüstet war für den berüchtigten **Bromberger Blutsonntag**, an dem etwa 1000 Volksdeutsche in unmenschlicher Weise dahingeschlachtet wurden. Bereits vor dem alten evangelischen Friedhof brach Fräulein Schnee, die seit langem an einem Herzleiden litt, zusammen. Sie wurde im Kraftwagen dem Zuge nachgefahren. Als es Nacht geworden war, kam der Befehl zum Abmarsch in Richtung Schulitz und Thorn.

Fräulein Schnee wurde von der Kameradin Frohwerk, die ihr treulich zur Seite stand, mehr getragen als gestützt. Unterwegs mußte sie sich wiederholt mit dem ganzen Zuge hinwerfen, wenn deutsche Flieger im Schein der Sterne und des glutroten Mondes sichtbar wurden. Als ihre Kräfte mehr und mehr schwanden, wurde sie von zwei Kameraden weitergetragen. In Langenau brach sie zusammen und durfte von Dr. Staemmler ärztlichen Beistand erhalten. Ihre letzte Erinnerung war, daß sie auf einen mit polnischen Flüchtlingen besetzten Ackerwagen gesetzt wurde, dessen Insassen sich zunächst weigerten, die alte deutsche Frau mitzunehmen. Der begleitende Wachmann erzwang aber für sie und sich selbst die Mitnahme. Dann schwanden der Schwerkranken die Sinne.

Sie erlebte bewußt das folgende: In einem Dorfe wurde ihr alles, was sie mit sich hatte, Decke, Wäsche und Lebensmittel, fortgenommen. Ein Soldat führte sie in die nahe Wachstube, wo sie taumelnd auf einen Stuhl sank, von dem sie aber bald fortgejagt und auf ein Aktenregal ohne Lehne als Sitzgelegenheit verwiesen wurde. – Bald wurde sie wieder weitergetrieben, mißhandelt, weitergefahren, mitten im Walde abgesetzt, von einem Flüchtlingswagen mitgenommen.

Zwei Stunden lang mußte sie marschieren, was ihr nur unter Aufbietung der äußersten Kräfte gelang, dann wurde sie von einem Militärauto nach Thorn gebracht. Stundenlang mußte sie mit dem begleitenden Soldaten von Ort zu Ort wandern. Einmal stand sie, sich krampfhaft an einem Gitter festhaltend, und polnische Damen der "guten Gesellschaft", die das sahen, schämten sich nicht, die leidende alte deutsche Frau laut zu verhöhnen und zu beschimpfen.

Sie wurde mit anderen Internierten zusammengebracht. In dunkler Nacht mußte sie auf den Hof. Jedesmal, wenn sie auf die Erde niedersank, wurde sie in roher Weise wieder hochgerissen.

Marschbefehl! Zwei Stunden lang wurde sie von zwei ihr unbekannten Kameraden geschleppt. Dann ging es nicht mehr weiter. Die Kranke blieb auf der Landstraße liegen. Die Kolonne ging weiter. Ein Militärwagen nahm sie mit; nun kam zu dem körperlichen auch noch das seelische Leid: plötzlich machte das Militär Halt und stürmte hinunter aus ein deutsches Dorf, um dort eine tolle Schießerei zu veranstalten. Lauter Jammer wurde in den Kolonistenhäusern hörbar. Eine Männerstimme schrie immer wieder: "Mein Gott, mein Gott, meine Tochter ist eine Leiche!"

In einem größeren Ort, vermutlich Alexandrowo, gab es den Tag über Rast. Aber nur die Soldaten bekamen Kaffee und Gebäck, die Volksdeutschen, auch Fräulein Schnee, mußten hungernd zusehen. Fräulein Schnee war nicht mehr imstande, sich zu erheben. Zwei Soldaten trugen sie auf einen Wagen, der sie auf ein Gut brachte. Dort sind wieder viele Hunderte von Deutschen, darunter viele Frauen. Eine von ihnen hat einen Armschuß erhalten, eine andere ein Auge verloren.

Im Schuppen lag Fräulein Schnee ohne Decke auf der blanken Erde. Im Spital des Hl. Antonius in Woclawec mußte sie eine Zeit verbringen, da sie einfach nicht mehr transportfähig war. In einem dunklen Gang mußte sie auf einem richtigen Strohsack Platz nehmen. Immer wieder stiegen Passanten über sie hinweg. "Soldaten" traten an sie heran und zerrten schmerzhaft an dem Arm der Kranken herum, bis sie fanden und stahlen, was sie suchten: die goldene Armbanduhr. Im Spital blieb sie nun zunächst ganz ohne Essen und Trinken. Als sie die Schwester auf die mit Blut und Eiter völlig beschmutzte Bettwäsche aufmerksam machte, sagte diese nur: "Das ist der Krieg." Ein Arzt sah wohl dann und wann zur Tür herein, näherte sich aber nicht dem Bett der alten Frau.

Am 16. September erschien eine deutsche Militärpatrouille, konnte sie aber noch nicht mitnehmen. Doch am 20. September gelang es ihr, nachdem sie sich mit letzter Kraft zum Bahnhof geschleppt hatte, Anschluß an einen Transport von polnischen Kriegsgefangenen zu finden, und so kam sie dann nach 15stündiger Fahrt nach Bromberg.

Dort wird sie nun gepflegt, und es ist zu hoffen, daß sie dem Leben wieder geschenkt wird. – Man sieht hieran, was selbst ein krankes Herz ertragen kann, wenn es um ein großes Ziel geht!

Die Ernährung auf dem Marsch nach Lowitsch war völlig ungenügend. Zweimal gab es Brot, einmal ein Viertel und einmal ein Achtel für jeden. Dann einmal zwei Birnen, sonst half man sich mit Wrucken. Physiologisch wurde durch die körperlichen und seelischen Leiden, verbunden mit der Hochspannung, der Körper in Unordnung gebracht. Einige hatten die ganze Zeit über keine Verdauung: der Harn war wie Jauche und brannte wahnsinnig. Nicht selten waren auch hier die Fälle von Hungerdelirien, wie wir sie schon kennenlernten. Die mitgeschleppten Polen, Verbrecher und Spione, bekamen freilich eine Sonderkost. – Der Durst war so unnormal angewachsen, daß einige Teilnehmer in Lowitsch Tonkrüge von zwei Litern gierig ergriffen und hinuntertranken, dann noch einen zweiten, und selbst beim dritten hatten sie noch Durst.

Die Gruppe von Hauptschriftleiter Starke wurde etwa neun Kilometer über Lowitsch hinaus nach Warschau zu getrieben, es war die letzte der Gruppen, nachdem die meisten von den 4000 schon durch die Deutschen befreit waren. Die Lage war für die Polen schon kritisch geworden. Sie sagten den achthundert, sie sollten sich oberhalb der "Gromada", der Wiese der Dorfgemeinschaft, lagern. Die polnischen Soldaten waren schon alle verschwunden, nur noch Schützenverbände und POWiaken (Polnische Kriegsorganisationen) waren da. Die achthundert mußten damit rechnen, daß sie im letzten Augenblick noch alle erschossen werden würden, weil die Posten sich auch drücken wollten. Einer gnädigen Fügung des Schicksals verdanken sie, daß es doch nicht mehr dazu kam. Nur der Arzt Dr. Staemmler wurde eine Viertelstunde vor der Befreiung von einem jungen Burschen erschossen. Ergreifende Einzelbilder tun sich auf, wenn man diesen Berichten weiter nachgeht. Ein siebzig Jahre alter Buchhalter, schwerer Asthmatiker, der sich durch Eu-med-Tabletten half, so gut es ging, ohne Mantel, war in Woclawec zusammengebrochen und mußte ins Krankenhaus übergeführt werden. Plötzlich tauchte er wieder auf mit einer Anzahl Bajonettverletzungen; die entmenschten Horden hatten ihn nicht ins Krankenhaus gelassen, sondern weitergetrieben: allerdings war sein Kopf sachgemäß verbunden. Er schlurfte nur noch auf den Knien hinterher und starb dann eines elenden Todes. Drei Säuglinge wurden am Anfang mitgeschleppt – sie lebten nicht lange.

Zu diesem Raubbau an der deutschen Volkskraft kamen die seelischen Qualen, die vielfach zu Halluzinationen, Wahngebilden und Traumgesichten führten. Starke selbst sah immer wieder, wie Brote in einen Ofen geworfen wurden. Wenn einige mit Galgenhumor die Lage zu meistern versuchten, so waren bei manchen die Nerven so überspannt, daß sie sich diese harmlosen Bemerkungen verbaten. Gotthold Starke erzählt, daß sich in Thorn bereits die ersten Geisteserkrankungen bemerkbar machten. Frauen und Männer schrien durcheinander, dazwischen gab es antideutsche Kundgebungen von polnischen Flüchtlingen, die man ihnen mitgegeben hatte. Einmal hatte einer der Begleiter Starkes 44 Erschießungen von Volksdeutschen in einer Nacht gezählt. Wahnsinnig quälte der Durst: ein siebzig Jahre alter Bauer namens Körner, der ihn nicht mehr aushalten konnte, sprang von einer sieben Meter hohen Brücke in die Bzura, wo er beschossen, aber nicht verletzt wurde. Er trank dort aus seinem Hut Wasser und konnte sich dann wieder dem Schluß des Zuges einordnen. Das war ein Glücksfall sondergleichen. Starke selbst wagte nur einige Schlucke Wasser zu trinken. Am Schluß dieses Marsches hat der Arzt Dr. Studzinski, der selbst schwer mißhandelt und blaugeschlagen worden war, nach dem Zeugnis Starkes im Lazarett in Lowitsch bis zum Umfallen viele Schwerkranke behandelt und vor allem die eiternden Fußwunden verbunden. Als Starke durch das Krankenhaus ging, wurde er von dem

achtundsechzigjährigen Senator Dr. Busse-Tapodly angerufen. Starke erkannte ihn nicht wieder: durch Steinwürfe und Kolbenschläge war sein Kopf eine blauschwarze, unförmige Masse geworden, aus der nur die bluttriefenden Lippen hervortraten. Dr. Busse-Tapodly war einer der ersten europäischen Viehzüchter. – Hier, in Lowitsch, starb eine Anzahl von Kameraden an Erschöpfung und den Strapazen des Marsches.

Die Tragödie einer Frau

In einem der Züge nach Lowitsch befand sich die Frau eines Landwirtes Hammermeister aus Otterau, einem der wohlhabenden niedergebrannten Dörfer in der Nähe von Bromberg. Mit dieser Frau scheint etwas vorzugehen, was die Mitmarschierenden nur schwer verstehen und deuten können. Sie ist sehr verschlossen, das scheint ihre Natur zu sein. Nun, ihr Mann ist vor ihren Augen ermordet worden, das tiefe Leid wird an ihr zehren. Und doch muß da noch etwas Besonderes sein. Sie wird mit den anderen bei Lowitsch befreit und kommt wieder nach Hause. Inmitten all der Zerstörung, inmitten dieses Leides wird es schwer sein, daß sie sich wieder ins Leben zurückfindet. Immerhin, die anderen schaffen es auch. Von Tag zu Tag bekommen sie wieder etwas mehr Lebensmut, gehen an die Arbeit. Sie äußern sich dahin, daß auch Frau Hammermeister wieder bald zur inneren Ruhe kommen wird.

Dem ist aber nicht so. Sie wird noch verschlossener und scheint dauernd zu grübeln. Niemandem kann sie sagen, was sie bewegt. Sie selbst weiß es aber: nachdem ihr Mann erschlagen worden war, hat ein polnischer Oberleutnant sich an ihr vergriffen, und sie spürt nun die Folgen davon. Das kann sie nicht aushalten, das ist zuviel. Da geht sie hin und erhängt sich. Ein Mädchen von zwölf und ein Junge von zehn Jahren, nun Vollwaisen, bleiben zurück. Die Frau wird begraben. Die deutschen Behörden, Militär- und Zivilpersonen stehen achtungsvoll an einem offenen Grabe. Noch ist die feierliche Handlung nicht zu Ende, da zupft der Junge einen deutschen Offizier am Ärmel und sagt: "Da steht der Mann, der hat den Vater erschlagen!" Da genügend Polizei zur Stelle ist, wird der Fall sofort geprüft, die Aussage bestätigt sich. Was folgte, war nichts weiter als die gerechte Sühne. –

Für diese Frau hatte der Leidensmarsch insbesondere eine Fülle von Leid und Weh geborgen. Wie manche Tragödie ähnlicher Art ist über diese urdeutsche Erde, die ein zur politischen Gestaltung unfähiges Volk verkommen ließ und äußerlich und innerlich zerstörte, dahingegangen: zu ihrer Beseitigung werden sich jetzt viele hundert Hände regen müssen.

Heimattreu bis zum letzten!
Das Schlußwort hat Dr. med. Studzinski

"Heimattreu bis zum letzten" oder... sich in Sicherheit bringen; so ging es von Mund zu Mund. Mein Weg war mir stets vorgezeichnet. Als örtlicher Führer unserer braven deutschen Bevölkerung hatte ich 20 Jahre lang "Heimattreue" gepredigt, hatte sie verlangt, und, gottlob, ist dieser mein Ruf von den meisten Volksgenossen gehört und befolgt worden; sie blieben der Heimat treu. Ich war mir des Ernstes der Lage vollkommen klar, war aber durch nichts davon abzubringen, bis zur letzten Konsequenz auszuhalten.

Von uns 43 Verschleppten des Kreises waren zwei noch "bevorzugt" behandelt worden. Sie wurden schon am 31. August früh verhaftet und nach Schwetz in Einzelhaft gebracht, während die übrigen Kameraden erst am Freitag, dem 1. September, verhaftet wurden. Es waren dies der Volksgenosse von Maercker-Roblau und meine Wenigkeit. Früh um ¾7 Uhr kamen zwei schwerbewaffnete

Polizisten zu mir, hielten – schon zum zweiten Male – eine gründliche Haussuchung, natürlich ohne jeden Erfolg. Dann wurde ich aufgefordert, mit meinem Auto zunächst nach Prust zur Polizei zu kommen und dann nach Schwetz zu fahren. Auf meine ausdrückliche Frage, ob ich mit einer Verhaftung rechnen müsse, wurde mir ganz eindeutig versichert, daß es sich nur um ein Verhör handle, und daß ich in einer Stunde meine Sprechstunde halten könnte. So fuhr ich ohne Mantel, ohne Decke, ohne Proviant, im Jackett, leichter Sommermütze und Windjacke nach unserer Kreisstadt. Dort wurde ich sofort für verhaftet erklärt und im Rathaus in einer Einzelzelle eingesperrt. Mein Auto, meine darin befindlichen Arzttaschen mit ärztlichem Instrumentarium und Arzenei sind seitdem verschwunden, sind gestohlen. Ungefähr um ½10 Uhr schloß sich hinter mir die Tür der Einzelhaft, schlossen sich die schweren, eisernen Riegel.

Nach ungefähr einer Stunde hörte ich Schritte auf dem Hof und bald auch die energische Stimme eines Volksgenossen, der etwas zum Lesen, vielleicht eine Bibel, verlangte. Gegen Abend, als wir einige Minuten zu notwendigem Gange auf den Hof gelassen wurden, standen wir uns gegenüber, drückten uns stumm die Hand. Es war Kamerad von Maercker. Unser Glück war unbeschreiblich, als wir dann am Freitag wegen Überfüllung der Arrestlokale in meiner Zelle zusammen eingesperrt wurden. Hier wurde eine Kameradschaft geschlossen, die auf dem Höllenmarsch die Feuerprobe bestanden hat, und die eine treue Kameradschaft fürs Leben geworden ist. In der Nacht zum Sonnabend wurde dann Kamerad von Maercker abgeholt, während zu mir in die Zeile zwei dunkle Gestalten eingesperrt wurden. Wieder ein stummer Händedruck, wir verstanden uns. –

Gegen ½8 Uhr nachts wurde auch ich von zwei Polizisten abgeholt, erhielt auf der Polizei die mir abgenommene Uhr und das Geld zurück und wurde zur Kaserne gebracht, wo ich, gottlob, den Kameraden von Maercker wiederfand und dazu 41 weitere Kameraden aus dem Kreise Schwetz. Unter ihnen begrüßten wir auch eine Kameradin, die uns von ihrer Tätigkeit in der VV. so gut bekannte Hilde Wendt aus Zappeln. Sie hat brav durchgehalten bis zur glücklichen Heimkehr. Wir begrüßten uns alle und machten von jetzt ab gemeinsam den Höllenmarsch in treuer Kameradschaft bis nach Lowitsch mit; es war bei unserem Abmarsch der 2. September. Alte Herren über 70 Jahre, schwer Herzkranke, sie waren dabei, es gab kein Erbarmen. Unser Senior, Herr Schulz aus Dragaß, hatte, sage und schreibe, ein Alter von 82 Jahren.

Über die Schwarzwasser-Brücke, zwischen der Ordensburg des Heinrich von Plauen und der Ordenskirche, ging dann dieser Zug, bewacht von Polizei und Hilfspolizei, nach der Kulmer Föhre. Dort sahen wir zum ersten Male die panikartige Flucht der polnischen Bevölkerung. Die Chaussee nach der Fähre bis nach Schönau zu verstopft mit Wagen und von mitgetriebenem Vieh. Diese Panikstimmung sagte uns ja, daß die erste Entscheidungsschlacht doch nicht vor den Toren Berlins stattgefunden hatte, wir hörten von der Beschießung von Graudenz, und langsam stieg die Hoffnung in uns auf, daß wir vielleicht nicht mehr über die Weichsel kommen würden. Doch wir wurden wieder "bevorzugt" behandelt: ein Dampfer mit Prahm setzte uns über. Es ging durch die Stadt Kulm bis zum dortigen Landratsamt, wo eine kleine Rast gemacht und weitere Befehle erteilt wurden. Hier, bei dem Spießrutenlaufen durch die Stadt, bekamen wir zum ersten Male die unflätigsten Beschimpfungen und Schmähungen der Bevölkerung zu spüren. "Schlagt doch die deutschen Hunde tot! Wozu transportiert ihr die deutschen Schweine noch weiter? Jagt sie doch in die Weichsel!" So geiferte die wilde Horde. Glücklich die Kameraden, die kein Wort polnisch verstanden. Auf der Chaussee nach Unislaw ging es weiter, bis zu einem Bahnhof, wo wieder eine Rast gemacht wurde, und wo wir noch einmal das Auto unseres Landratsamtes aus Schwetz trafen.

Ein Beamter gab den führenden Polizisten Instruktionen. Dann wurden deutsche Bauernwagen requiriert, auf denen wir dann bis Unislaw fuhren. Diese Erleichterung wurde uns meines Erachtens aber nicht aus Mitgefühl geschaffen, sondern aus der Sorge heraus, daß wir den Weg nach Thorn zu Fuß nicht mehr schaffen würden, ohne von deutschen Truppen eingeholt zu werden. Durch Unislaw wurden wir wieder beschimpft, dann auf dem Bahnhof in aller Eile verladen, und weiter ging es per

Bahn nach Thorn. Bekamen wir in Kulm und Unislaw schon Schmähungen und Beschimpfungen zu hören, so steigerte sich dieses abscheuliche Betragen der Bevölkerung in Thorn um ein Bedeutendes. Hier gab es schon neben Flüchen Fußtritte und Steinwürfe. Glücklich waren wir erst, als wir auf einem Gefängnishof lagern konnten, wo die Zivilbevölkerung nicht ohne weiteres Zutritt hatte. Bis hierher hatte uns die Schwetzer Bewachungsmannschaft gebracht, und gerechterweise muß man zugestehen, daß sie sich menschenwürdig betragen hat. Auch sie, diese Bewachungsmannschaft, war schlecht verpflegt, nicht bezahlt, so daß wir mit ihnen etwas Fühlung erhielten und es sogar fertigbrachten, durch einen Hilfspolizisten für uns für 40 Zloty zwei Flaschen Kognak zu erhalten. Auf der kahlen Erde des Gefängnishofes lagen wir bis Mitternacht, verfroren, verklammt, und dieses Glück, als ich von Kamerad zu Kamerad kroch und jedem einen Schluck des köstlichen Getränkes reichen konnte. Nach Mitternacht wurden wir in den Vorraum eines Kinos getrieben, wo wir bis zum Morgengrauen blieben.

Mit wüstem Geschimpfe und Geschnauze fremder Polizisten wurden wir geweckt und herausgetrieben auf einen Platz, auf dem uns unsere neue Begleitmannschaft, unter dem Befehl eines Feldwebelleutnants, übernahm. Es war der 3. September. Er hielt uns eine Ansprache, daß wir zu unserer "Sicherung" weitergeleitet werden. Erstaunt waren wir über die Stärke der Begleitmannschaft; es waren, glaube ich, 150 Mann, die uns 43 Verschleppte begleiteten. Der polnische Staat ließ sich unsere "Sicherung" etwas kosten, wir waren also eine wertvolle Sendung! Hier, beim Marsch durch Thorn, vorbei an den Bahnhöfen, sahen wir die ersten deutschen Bombenflieger, hörten die ersten einschlagenden Bomben und konnten auch die sprichwörtlich "polnische Tapferkeit" der uns eskortierenden Bewachungsmannschaft erleben. Allein schon das Motorengeheul eines noch gar nicht sichtbaren Flugzeuges ließ sie volle Deckung nehmen. Durch Wald, durch Sandwüste, durch hohe Lupinenfelder ging es kreuz und quer in Richtung Ciechocinek. Erstaunlich die Leistung unserer alten Herren, vorbildlich ihre Haltung. An einem Luftkurort vor Ciechocinek, an einer Pappelallee, wurde Halt geboten. Polnische Offiziere, darunter ein Oberstleutnant, waren im Kraftwagen hierher geeilt. Beim Lagern hieß es plötzlich: "Koffer, Rucksäcke aufmachen!"

Dann wurden wir unter Aufsicht dieser Offiziere bestohlen: Konservenbüchsen, Dauerwürste, Schmalz, Butter, Zigaretten wurden uns fortgenommen und an die sich schon wie Hyänen ansammelnden Zivilisten verteilt. Mit erleichtertem Gepäck ging es weiter in Richtung Alexandrowo, bald durch Waldwüste, bald auf harter Straße. Die ersten Ermatteten mußten gestützt werden, der Wassermangel machte sich stark fühlbar.

Nach kurzer Rast im Walde konnte unser ältester Kamerad Schulz nicht mehr weiter. Vorbildlich seine Energie, heroisch seine Haltung, aber die müden Beine versagten den Dienst. Ich ging als Arzt zu dem Feldwebelleutnant, um ihm zu sagen, daß der alte Herr am Ende seiner Kräfte sei. "Dann wird er gestützt und getragen", war die abweisende Antwort. Auch das wurde versucht. Zunächst im Mantel, dann in einer Decke trugen wir – vier Kameraden – den alten Herrn ein Stück. Aber wir selbst waren auch bald am Ende unserer Kraft, es ging nicht weiter. Wieder ging ich zu dem Transportleiter. Unter der Aufsicht eines polnischen Ordnungsdienstmannes mit Armbinde lagerten wir den alten Herrn im Walde, von wo ihn ein in der Nähe wohnender deutscher Besitzer nach Alexandrowo nachfahren sollte. Tatsächlich wurde Kamerad Schulz uns nachgefahren, aber erst, nachdem ihn das polnische Gesindel vollständig ausgeraubt hatte. Nach zwölfstündigem Marsch zogen wir halbverdurstet in Alexandrowo ein, liefen Spießruten durch die ganze Stadt, wurden beschimpft, mit Steinen beworfen. Hinter der Stadt neben einer Ziegelei gab es dann etwa drei Stunden Ruhe und – – – Wasser. Die Erschöpfung unserer alten Garde war groß. Unser Senior Schulz war am Ende seiner Kraft. Ich erreichte bei dem Feldwebelleutnant, daß er in ein Lazarett eingeliefert werden sollte. Was aus diesem aufrechten deutschen Mann, dem vorbildlichen Kameraden, geworden ist, wir wissen es leider noch nicht.

Viele andere alte Herren drohten gleichfalls zusammenzubrechen; doch die drohende Haltung der Bevölkerung, auch die Erholung durch die Rast, gab ihnen, diesen alten Kämpfern, neuen Mut, neue Kraft, mit uns weiterzumarschieren. Es hieß, zu einem Bahnhof, auf dem wir verladen werden sollten. Wieder wurden drei Stunden in den Abend und in die Nacht marschiert; die Kranken und Alten wurden gestützt, und, was man nicht glaubte, auch diese drei strapaziösen Stunden wurden von allen durchgehalten. Wir gelangten wirklich auf einen Bahnhof, nicht aber, um weitertransportiert zu werden, sondern in einen Wartesaal von etwa drei mal vier Meter Flächenraum eingesperrt zu werden. Man stelle sich vor: 42 Mann auf diesen engen Raum zusammengepfercht. Fenster und Türen fest verschlossen. Die Öffnung eines Fensters brachte uns ein Donnerwetter der Bahnbeamten und der Bewachungstruppen ein. Doch bald witterten sie an unserem Schrei nach Luft und Wasser ein Geschäft. So wurde uns für 1, 2, 5 Zloty durch ein Fenster Wasser verkauft. Ich bot großzügig für Luft und einen Eimer Wasser 20 Zloty für das Rote Kreuz. In dieser Nacht wurden wir dann von diesen Banditen von Bewachungstruppen systematisch beraubt. Die Uhren mit Ketten, auch Geld wurde uns gestohlen. So versteckten wir in Schuhen und Strümpfen unser gerettetes Geld, es sollte später den nächsten Bewachungsmannschaften beinahe restlos zum Opfer fallen. Am Morgen des 4. September 1939 wurden wir dann in Richtung Wloclawek in zwei Viehwagen verladen, die sich inmitten eines Militärtransportes befanden. Unterwegs blieb der Transport auf offener Strecke stehen, das dort postierte Militär schwärmte aus, auch unsere Bewachungsmannschaft wurde dazu verwandt, aus Furcht vor Fliegerangriffen. Wir mußten zusammengekauert in unserem Viehwagen bleiben.

Die kriegerische Situation schien nicht gerade günstig für Polen zu stehen; denn Offizier und Mann liefen panikartig durcheinander, und jedes Motorengeräusch löste auch hier Schrecken aus. Nach stundenlangem Warten ging es weiter bis Wloclawek, wo wir ausgeladen wurden und wieder Spießruten durch die Stadt laufen mußten bis auf den Hof der Polizeikommandantur. Ein buntes Durcheinander. Zivilisten wurden in Gruppen, auch einzeln, eingeliefert, blitzartig vernommen, wüst geschlagen und eingesperrt. Ein kleiner Trupp Graudenzer Leidensgenossen wurde auch auf den Hof geführt, bald jedoch wieder fortgeschafft.

Bei dem stundenlangen Warten wurden wir dann wieder unter den Augen der Polizei ausgeplündert. Wieder wanderte ein Teil unseres Geldes in die bodenlosen Taschen des Bewachungsgesindels. Gegen Abend wurden wir mit neuer Begleitmannschaft, dem Schützenverband, in Marsch gesetzt, nachdem ein Oberleutnant, ein typischer Jude mit einer Hakennase, an seine Leute eine Ansprache gehalten hatte, in der er die jungen Leute direkt zu Bestialitäten gegen uns aufstachelte. Schon in der Stadt begann neben dem unglaublichsten Beschimpfen das Mißhandeln. Steinwürfe, Kolbenschläge bekam jeder von uns. Mit unglaublicher Roheit wurde Kamerad Alfred Werner aus Goß-Sanskau zerschlagen, nach ihm kam ich an die Reihe. Eine nach meiner Erinnerung in Briefträgeruniform gekleidete Bestie schlug mir ins rechte Auge, man erzählte mir später, er soll mit einem Hammer geschlagen haben. Dies war das Signal für die übrigen, nun ihrerseits mit Kolben auf mich einzuschlagen. Ins Gesicht, auf den Kopf traf man mich, ich brach auf der anderen Seite der Chaussee bewußtlos zusammen, wälzte mich auf der Straße, wurde durch rohe Stöße mit Gewehrläufen in Bauch, Brust und Rücken zum Bewußtsein gebracht und mit repetiertem Gewehr bedroht, erschossen zu werden, falls ich nicht sofort weiterlief.

Der Selbsterhaltungstrieb gab mir die Kraft, aufzuspringen, ich ging wieder in Reih und Glied und merkte nun, daß mein Gesicht, mein Hemd, mein Anzug von Blut überlaufen war, daß das linke Auge gänzlich zugeschwollen war, und daß ich keine Sehkraft mehr darauf hatte. Das rechte Auge war auch halb zugeschlagen, die Sehkraft herabgesetzt. In diesem Zustand mußte ich noch weitere 30 Kilometer marschieren. Als ich mich infolge mangelnder Sehkraft durch Tasten von dem Abstand meines Vordermannes, Kamerad Pfarrer Johst - Schirotzken, überzeugen wollte, brüllte mich sofort der Führer der Eskorte an: "Wozu faßt du, deutsches Schwein, nach deinem Vordermann?" Ich konnte nur die Wahrheit sagen, daß meine Augen beschädigt seien, und daß ich

nicht sehen könnte. Er leuchtete mir mit seiner Taschenlampe ins Gesicht, und als er sah, wie ich zugerichtet war, da hatte wohl selbst diese Bestie ein wenig Mitgefühl, denn ich wurde nicht mehr geschlagen. So ging es mir auf diesem Höllenmarsch. Von Kolbenschlägen und anderen Mißhandlungen ist aber keiner aus unserer Schwetzer Kolonne verschont geblieben. Wir alle ertrugen diese schweren Schläge, wir wußten ja, daß wir sie ertrugen für alle unsere deutschen Volksgenossen daheim und für unser geliebtes deutsches Vaterland. Alle diese Wunden werden heilen, aber bluten wird stets unser armes Herz über den Verlust unserer lieben, erschlagenen und erschossenen Kameraden auf diesem Höllenmarsch von Wloclawek.

Als erster wurde von diesen Henkersknechten erschlagen unser lieber Kamerad Bitzer aus Lonk. Mit rohen Kolbenschlägen über Kopf und Rücken wurde er vor unseren Augen zu Boden geschlagen und, noch auf der Erde liegend, stöhnend, mit dem Kolben bearbeitet. Wir durften uns nach unserem armen Kameraden nicht einmal umsehen, hörten nur, wie sein Stöhnen immer schwächer wurde. Das zweite Opfer dieser Mörderbande war unser Kamerad Kohls aus Neuenburg, das dritte Opfer unser Kamerad Nehlipp aus Schönau, das vierte Opfer der arme Kamerad Schroeder aus Deutsch-Westfalen, und als fünftes Opfer wurde der junge Kamerad Brunk aus Neuenburg im Garten der Zuckerfabrik Chodzen erschossen, als er, durch die Schläge und Mißhandlungen gezwungen, einen Fluchtversuch machte.

Diese Opfer des Höllenmarsches schreien gen Himmel! Unser blutendes Herz wird diesen für ihr Volkstum hingeschlachteten Kameraden ein ehrendes Gedenken bewahren. Das Ziel dieses Höllenmarsches war die Zuckerfabrik Chodzen, die als Sammellager für die armen verschleppten Deutschen eingerichtet war. Hier im Garten der Fabrik erlebten wir noch eine Schreckensnacht. Auf der Erde sitzend, wurden wir zur nochmaligen Untersuchung aufgerufen, die letzten Gelder wurden uns gestohlen, ich war sogar Zeuge, wie unserem Kameraden, Pfarrer Boekler, aus Gruppe, auch andern, noch die Trauringe vom Finger gestohlen wurden. Diese Untersuchungen wurden natürlich noch mit Kolbenschlägen und anderen Mißhandlungen bekräftigt. Auch hierbei wurde wieder besonders Kamerad Werner aus Sanskau arg zugerichtet, und als er und andere zum Verhör in das Geschäftszimmer abgeführt werden sollten, um hier hinterrücks erschossen zu werden, sprang er auf, faßte andere Kameraden unter den Arm und brüllte in die stille Nacht hinaus, daß er und wir alle als anständige Deutsche hier lieber zusammengeschossen werden wollten, als meuchlings ermordet zu werden. Der höchste Polizeibeamte gab Werner dann auf Verlangen das Ehrenwort, daß er nicht erschossen werden würde, falls er ins Geschäftszimmer ging. So folgte er denn auf dieses Versprechen mit Kameraden Busch, mit Hilde Wendt und dem jungen Kameraden Daluhn aus Marienhöhe in das Büro. Ringsum im Park und im Hause knallten ununterbrochen Schüsse. Wir armes Häuflein von rund 30 Mann lagen auf der Erde, als plötzlich von einem Polizisten im Dunkeln das Kommando "Aufstehen!" ertönte.

In diesem Moment schlug die vertierte Bande mit Gewehrkolben auf uns arme, wehrlose Menschen ein. Ein entsetzliches Geschrei, ein einziges Stöhnen war zu hören. Wir lagen zusammengeschlagen am Boden. Als wir allmählich zu uns kamen, merkten wir, daß alle am Leben waren. Deutsche Schädel haben mehr ausgehalten als polnische Karabiner! Drei abgeschlagene Gewehrkolben waren die traurige Ernte! – Nicht genug hiermit; jetzt wieder die Kommandostimme aus dem Dunkeln, daß wir zu vieren erschossen würden. Die Kolbenschläge hatten uns zwar arg zugerichtet, hatten uns mürbe gemacht. Doch jetzt kam eine große Stille über uns, wir waren ruhig gefaßt; denn vor der ehrlichen Kugel hatten wir, die wir ja alte Soldaten, meist Offiziere von 1914 waren, keine Bange. Da erscheint in letzter Minute unser Retter. Ein polnischer Oberleutnant, herbeigerufen durch das dauernde Geschieße und den nächtlichen Krach und das Geschrei, greift energisch ein, fragt die Polizei, was los sei, gibt das Kommando, daß die Begleitmannschaft rechts herausmarschiert, und begibt sich in das Geschäftszimmer, wo Werner, blutüberlaufen, mit den andern zum Verhör steht. Er sieht die tobenden Menschen, fragt nach einem Arzt. Ich werde hineingerufen, gefragt, was ich wäre. Als mich dieser Oberleutnant sieht, blutüberströmt, das linke Auge ganz zugeschlagen, das

rechte halb, fragte er mich, wie ich zu den schweren Wunden käme? Ich konnte wahrheitsgemäß bestätigen, daß auch ich ein Opfer seiner Leute wäre. Auf sein Geheiß untersuchte ich die Wunden von Kamerad Werner, verband sie notdürftig und erhielt nun von dem Oberleutnant den Befehl, als Vertrauensmann unserer Kameraden dafür zu sorgen, daß die Kameraden das Büro verließen. Sie taten es auch auf meine Bitte, ich war mit dem Oberleutnant allein. Indem ich an seinen Tisch trat, sagte ich: "Im Namen aller meiner Kameraden, die zum größten Teil selbst deutsche Offiziere waren, danke ich Ihnen für Ihre ehrenvolle Haltung als polnischer Offizier; ich danke Ihnen auch dafür, daß Sie uns in letzter Minute das nackte Leben gerettet haben." Die Haltung dieses polnischen Offiziers ist anzuerkennen, denn er stand auf, reichte mir die Hand, ein stummer Händedruck. "Morgen werden wir wohl ein Protokoll schreiben", sagte er noch zu mir. "Ich verhandle nur noch mit Ihnen." Das Protokoll ist natürlich nie geschrieben worden; denn soviel Bestialität konnte ja nicht noch schriftlich festgehalten werden.

Unser trauriges Häuflein wurde in einen großen Zuckerschuppen abgeführt, der nun für zwei Tage unser Quartier werden sollte. Am nächsten Morgen sahen wir uns in dem Schuppen um. Leidensgenossen aus den Kreisen Graudenz, Strasburg, Hohensalza und aus anderen Kreisen konnten wir begrüßen. Schätzungsweise lagen in diesem Schuppen 800 Mann, Männer und Frauen. Die Luft war entsetzlich. Durch einen Spalt in der eisernen Tür wurden wir immer zu zehn Mann vormittags und nachmittags zehn Minuten an die frische Luft gelassen zur Notdurft und zur Erfrischung. Man stelle sich aber vor, daß wir zwei bis drei Stunden Schlange stehen mußten, bis wir wirklich an die frische Luft kamen. Am nächsten Tage ging auch der vorher genannte Oberleutnant durch unsere Baracke. Ich nehme an, daß er auch nach mir sehen wollte; denn als ich aufstand und zu ihm ging, um mit ihm zu sprechen, fragte er teilnehmend nach meinen Augen, und ich konnte ihm glückstrahlend berichten, daß ich schon die Fensterkreuze erkennen könne. Dann richtete auch ich an ihn eine Frage: "Wie geht es unsern fünf Kameraden, die, wie man sagte, gestern auf dem Marsch von Wloclawek ins Krankenhaus eingeliefert wurden?" Darauf die kurze Antwort: "Sie sind beim Fluchtversuch erschossen worden." Meine zweite Frage, ob diese Kameraden wirklich tot seien, beantwortet er ebenso kurz: "Sie leben nicht mehr." Das war für uns die amtliche Bestätigung, daß diese braven deutschen Menschen nicht mehr unter den Lebenden waren. Wie der "Fluchtversuch" dieser Ärmsten in Wirklichkeit aussah, wir hatten es ja mit eigenen Augen gesehen: Erschlagen mit Gewehrkolben, wurden diese armen Menschen noch hinterher erschossen.

Irgendwelche Erleichterungen für uns zusammengepferchte Menschen zu erreichen, war unmöglich und jede Bemühung ja ohne weiteres zur Erfolglosigkeit verurteilt, wenn man bedenkt, daß ja der Befehl bestand, uns zu quälen und langsam zugrunde zu richten. Am 6. September früh beim Luftschnappen konnte ich die Leidensgenossen aus dem Kreise Bromberg begrüßen, die neben unserem Schuppen zwischen zwei Mauern auf engem Platz zusammengetrieben waren. Ich sprach meinen lieben Studienfreund Dr. Staemmler, ich sah unseren Dr. Kuhnert, Gotthold Starke, meinen Nachbarn Otto aus Klarheim, Friede aus Ludwigsfelde, Hinrichsen aus Paulinen und so viele andere. Man merkte ihnen allen das Entsetzen an, als sie mein zerschundenes Gesicht sahen. In aller Frühe des 7. September mußten wir dann in fünf Kolonnen zu je 800 Mann antreten und wurden über Chodecz nach Kutno weitergetrieben. Hier gebärdete sich die Zivilbevölkerung, meist Juden, wie die Wilden. Fortgesetzte Beschimpfungen in der unerhörtesten und gemeinsten Art hörten wir und wurden auch mit Steinen beworfen. Ich war Augenzeuge, wie Herr Superintendent Aßmann aus Bromberg, ein alter Herr von über 70 Jahren, als "verfluchter deutscher Bischof" beschimpft und von einem Leiterwagen in die Kreiskommandantur abgeführt wurde. Tag und Nacht wurde marschiert, bis am 8. September auf einer großen Wiese des Gutes Starawies Halt gemacht wurde. Vier Stunden konnten wir ausruhen, von den letzten, vorhandenen Vorräten essen und erhielten – Wasser. Die trockenen Lippen wurden angefeuchtet, der unerträgliche Durst gestillt. Von dieser Wiese ging es am Nachmittag weiter. Tag und Nacht wurde wieder marschiert, Kolbenstöße, Bajonettstiche warfen die torkelnden, erschöpften Kameraden dann wieder in Reih und Glied

zurück. Es zeigten sich bei vielen geistige Störungen. Mit Einbruch der Dämmerung hörte man überall Gewehrschüsse der Begleitmannschaft. Wer nicht mehr weiter konnte, wer infolge geistiger Umnachtung nicht mehr die richtige Orientierung hatte, wurde von den Bewachungsmannschaften kurzerhand erschossen und blieb liegen. Diese unsere "endlose Straße" – so nannte ich unseren Marsch – ist besät mit solchen unglücklichen Opfern polnischer Bestialität. Schon in dieser letzten Nacht vom 8. zum 9. September gab mir überstürztes Vorziehen von Artillerie und Infanterie die Hoffnung, daß die Lage der Polen sich weiter verschlechtert haben müsse. Dazu die bissigen, gehässigen Schmährufe vorüberziehender Infanterie. Sie schlugen auf uns ein, und einer dieser Soldaten schlug im Vorbeigehen nach meinem Kehlkopf. Gottlob konnte ich die Wucht des Schlages mit dem linken Arm abfangen.

Am Morgen des 9. September trafen wir in Lowitsch ein und sahen gerade, wie ein Leerzug in den Bahnhof einfuhr, mit dem wir – so hieß es – weiter ins Innere des Landes abtransportiert werden sollten. Auf dem Wege nach dem Bahnhof sausten die ersten schweren Granaten unserer deutschen Artillerie über uns hinweg in den Bahnhof, es folgten Fliegerbomben. An ein Weiterschleppen mit dem Leerzug war ja nicht mehr zu denken. Von der Bewachungsmannschaft, die sich schon jetzt teilweise verkrümelten, wurden wir über das Bahngleis nach einem großen Übungsplatz an den Kasernen und dem Pulvermagazin abgedrängt. Uns war die Situation klar, die Befreiung konnte nicht mehr fern sein, von Mund zu Mund ging die Parole: "Langsam gehen, in Granatlöcher und in die vorhandenen Übungsgräben sich hinwerfen und nur der Gewalt der noch wenigen, vorhandenen Polizisten und Schützen weichen, um vorwärts zu gehen." Diese Taktik erwies sich als richtig. Tatsächlich wurden wir – rund 1200 Mann – bald von den deutschen Truppen befreit, während 800 andere Verschleppte durch die Polizei weitergetrieben und erst nach Stunden befreit wurden.

Zu diesen unglücklichen 800 Kameraden, die abgedrängt wurden, gehörte auch mein guter Freund Dr. Staemmler aus Bromberg, der von einem Bromberger Polizisten in den letzten Minuten vor der Befreiung durch Kopfschuß ermordet wurde.

Allgemeines Mitgefühl wurde laut über diese letzte, bestialische Tat an einem Menschen, der nur Gutes in seinem arbeitsreichen Leben getan, der als deutscher Mann und als Arzt stets in vorderster Linie gestanden hatte. Auf einer Wiese sammelten wir uns, wir Kameraden aus dem Kreise Schwetz. Leider mußten wir feststellen, daß auch von uns einige fehlten. Glücklicherweise fanden sich allmählich noch einzelne wieder ein, aber immer noch – bis zum Augenblick dieser Niederschrift – fehlen uns die Kameraden Apotheker Starck aus Bukowitz und Bruno Nickel aus Lubin. Möchte es ein gütiges Geschick also lenken, daß auch sie ihrer Familie und uns Kameraden wiedergeschenkt werden.

Unbeschreiblich war die Freude, als wir unseren deutschen Soldaten entgegenliefen und die Hände drückten. Kein Auge blieb trocken. Es war eine Rettung aus höchster Not. Dankerfüllt sangen wir die deutschen Hymnen und brachten ein "Sieg-Heil" auf unseren geliebten Führer und das deutsche Volk aus.

Am Nachmittag ging es dann in die Stadt Lowicz, wo ich der Kommandantur zugeteilt wurde, in der schnell im großen Sitzungssaal ein Verbandsraum eingerichtet wurde. Auch hier gab es für mich keine Ruhe. 50 Stunden hintereinander waren wir mit Kolben und Bajonetten vorwärtsgetrieben worden mit kleinen Pausen, in denen alles zusammensank in dem Staub der Straße und todähnlich einschlief.

Trotz dieser übermenschlichen Strapazen hieß es jetzt für mich: "Kopf hoch! Weiterarbeiten, die armen verwundeten Kameraden versorgen und die eiternden Fußwunden verbinden." Es mußte geschafft werden, und – es ging! Bis ½1 Uhr nachts verband ich im Stehen, im Sitzen, auf allen vieren kriechend, dann sank auch ich todmüde auf mein Lager. Schon in aller Frühe begann wieder

das Verbinden, wobei mir neben vier polnischen Rote-Kreuz-Schwestern der Kollege Dr. Hoffmann aus Graudenz und auch der Tierarzt Dr. Grams behilflich waren. Ungezählte, mehr oder weniger Schwerverwundete, gingen durch meine Hände, und innerlich beglückt und zufrieden konnte ich sein, so vielen, wenn auch oft nur behelfsmäßig, geholfen zu haben. Es war ja ein Glück, daß ich von dem Militärbeauftragten für die Verschlepptenhilfe einen Ausweis erhielt, der zu notwendigen Requirierungen berechtigte. Ich requirierte also in einer Apotheke Arznei und Verbandstoffe, die in Lowicz und auf der weiteren Heimreise so manchen armen Kameraden Linderung verschafften. Auch etwas Wein für die Erschöpften konnte ich erhalten. Wie viele dankbare Blicke, wie mancher warme Händedruck wurden mir zuteil! Es waren ja auch viele Kameraden gar zu erbärmlich zugerichtet!

Wie zerschlagen, zerschunden wurde mir der alte Pfarrer Mix aus dem Kreise Hohensalza in die Kommandantur eingeliefert! Wie sah unser Deutscher Konsul Wenger aus Bromberg aus! Am Sonntag nachmittag, dem 10. September, ging es auf Panjewagen und 800 requirierten Rädern über Glowno, wo übernachtet wurde, nach Lodz. Einen schmerzlichen Ausfall hatten wir an diesem Abend noch zu ertragen: Unser Dr. Kohnert wurde, nachdem er mich kurz zuvor im Vorbeigehen begrüßt hatte, von einem Militärauto angefahren und erlitt einen komplizierten Bruch des linken Unterschenkels. Eine meiner Verbandkisten wurde auseinandergeschlagen, ich fertigte provisorische Schienen an, verband die stark blutende Wunde und legte in dunkler Nacht, ohne jede Beleuchtung, im Chausseegraben nach Einrichtung des Bruches einen Schienenverband an. Noch einige Zeit dauerte es, bis Dr. Kohnert von einem Militär-Sanitätsauto abtransportiert wurde. Unsere besten Wünsche gaben wir ihm mit auf den Weg: sie sind heute bis zur endgültigen Gesundung ebenso aufrichtig und herzlich.

In Lodz waren wir in einer Kaserne untergebracht, hatten wieder strenge Parole ausgegeben, im Verband des Kreises Schwetz zu bleiben. Wir wollten im Kreisverband aushalten bis zur glücklichen Heimkehr. Wie vorbildlich, wie rührend die Fürsorge unserer deutschen Volksgenossen! Wie erfrischte und beglückte das alles! Es wurde viel Kummer vergessen!

Von Lodz ging es nach zwei Tagen mit der Straßenbahn nach Pabjanice, wo wir in einer Kirche auf den Steinfliesen übernachteten, um am nächsten Tage mit Militär-Lastwagen nach Kempen in der Provinz Posen transportiert zu werden. Am nächsten Tage wurden wir mit der Bahn verladen und steuerten über Oels, Breslau langsam der Heimat zu. Nur ein Teil unserer noch leistungsfähigen jüngeren Kameraden trat die Heimfahrt auf Rädern an.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich es nicht versäumen, eines Kameraden aus dem Süden der Provinz Posen zu gedenken, der seit der Befreiung von Lowicz den militärischen Befehl erhalten hatte, für unseren Abtransport zu sorgen. Es ist dies unser Landsmann Freiherr von Romberg, der sich unser mit unermüdlicher Aufopferung annahm, hervorragend für uns sorgte und dann beim Abschied in Kempen so manchen warmen, dankbaren Händedruck von uns erhielt. Herzlichen Dank auch hier noch einmal, lieber Kamerad von Romberg!

In Bromberg erhielten wir von Bekannten die ersten Nachrichten über unsere engere Heimat, über die Schicksale unserer und anderer Familien. Wie leicht wurde manchem von uns das Herz, als er hörte, daß seine Familienangehörigen lebten, daß Haus und Hof unzerstört geblieben waren.

Bei der Weiterfahrt in Richtung Dirschau verließen wir Pruster Kameraden, Paul Dyck-Golluschütz und ich, den Zug. Wir schauten den Schwetzer Kameraden noch einmal fest in die Augen und reichten ihnen mit den besten Wünschen für jeden einzelnen und seine Angehörigen die Hand. Der Zug setzte sich in Bewegung, wir standen auf Heimatboden! –

Unser Schwur der Heimattreue war eingelöst! Körperlich, aber noch mehr seelisch zerschlagen, mit

blutendem Herzen standen wir vor unseren Volksgenossen, die uns kaum erkannten. Der Höllenmarsch vom Tage der Verhaftung bis zur Heimkehr war zu Ende! Bald wird unsere Genesung so weit fortgeschritten sein, daß auch wir uns einreihen können in die Aufbauarbeit unserer Heimat, unseres geliebten, großdeutschen Vaterlandes. Wir werden, so wie wir 20 Jahre lang für unser deutsches Volkstum in der Heimat gekämpft haben, in unverminderter Hingabe und Treue weiterarbeiten für unseren geliebten Führer Adolf Hitler und sein geeintes Volk!"



Wir klagen an!



Wir klagen an!

Posener Tageblatt

Wir klagen an!

Gräber des Grauens

Sie fielen für Heimat und Volk

Heute Beisetzung

Wer

Vermißt!

Friedrich Wilhelm Busse

Vermißt!

Helmut Lengnik

Stanislaus Putz

Karl Oestreicher

Heinrich Rhode?

Evangelisches Konsistorium

[Vergrößern]



Wir klagen an!

Im September dieses Jahres starben, von nichtswürdiger polnischer Mörderhand getroffen, unsere Berufsgenossen

der Landwirt
Otto Foerster
Boguschin, Kreis Lissa

der Bauer
Paul Hoffmann
Sontop, Kreis Neutomischel

der Landwirt
Dr. Werner Kirchhoff
Soldau, Kreis Gostyn

der Bauer
Heinrich Sueltemeyer
Herrnhofen, Kreis Schroda

der Landwirt
Rudolf
Freiherr von Gersd...

der Gärtner
Adolf Hornsch...
Gostyn

der Landwirt
Hugo Seifar...
Rübenfelde, Kreis Schr...

Posen, im Oktober 1939

Bernd von ...

Dr. Otto Sondermann

der Tierarzt
Edgar Hinz

der Tierarzt
Dr. med. vet. Georg Fritz

Otto Sonnenberg

Otto Foerster-Boguschin

Wir suchen Vermißte

Aus der Stadt- und dem Landkreis Rogasen

Aus der Stadt und dem Landkreis Obornik

Aus Kostschin im Kreise Schroda

Aus Dolzig im Kreise Schrimm

es befahl...

Generaldirektor
Hermann Schienemann
aus Dirschau.

Alfred Plagens
aus Schwetz

Das Schillergymnasium.

wintersonnenwende.com

[Vergrößern]



Wir klagen an!

Hermann ...

Vereinigte Versicherungs-Gesellschaften

Friedrich Böd...

Emma Bödeker

Vinzent Gierczynski

Eleonore Gierczynski, geb. Faber.

Vinzent Gierczynski

Vinzent Gierczynski

Adolf Hornschuh

Rudolf Tepper

Karl Remus

Durch polnische Mörderhand fanden im September dieses Jahres den Tod unsere treuen Mitarbeiter und Arbeitskameraden:

Alfred Barnicke,
Kurt Barnicke,
Karl Bumke,
Paul John,
Hans Machatschek,
Siegfried Bechthold,
Johannes Bloch, vermißt
Friedrich Wilhelm Busse, „
Werner Ikes, „
Paul Kalus, „
Valerie Neumann, „

... unseres Aufsichtsrats und Verbandsausschusses:

Paul Hoffmann-Sontop,
Hugo Seifarth-Rübenfelde,
Heinrich Sültemeyer-Herrenhofen,
Fritz Busse-Ruda-Mühle, vermißt
Heinrich Hub-Langgoslin, „

... erzwungenen Dienst im polnischen Heer fehlen bisher ... Mitarbeiter und Arbeitskameraden:

Arno Hein,
Heinrich Rhode,
Fritz Vogt.

... in den schwersten Tagen ihrem Volk und ihrer ... brachten ihr Leben zum Opfer für die Zukunft ...

... ihr Andenken in unseren Herzen bewahren. Mögen ... Vorbilder sein!

... deutscher Genossenschaften-Posen
... Zentralgenossenschaft-Posen
... Genossenschaftsbank Posen

Für den Aufsichtsrat und Verbandsausschuß:
Bernd von Saenger.

wintersonnenwende.com

[Vergrößern]



Wir sprechen für Tausende
Alfred Plagens
Familie Richard Plagens
Helmut Siebert
Kurt Lange
Kurt Lange
Kurt Lange
Berta Bürger
Gustav Klose
Herr Adolf Bamberger
Hildebrand
Max Banselt
Helmut Schmidt,

[Vergrößern]

Aus unserem Versandbuchhandel:

Die Hölle von Lamsdorf. Dokumentation über ein polnisches Vernichtungslager

Der Tod in Polen: die volksdeutsche Passion

Das Versailler Diktat.
Vorgeschichte, vollständiger Vertragstext, Gegenvorschläge der deutschen Regierung

Zgoda. Eine Station auf dem schlesischen Leidensweg

Mehr aus unserem Archiv:

Auf den Straßen des Todes: Leidensweg der Volksdeutschen in Polen

Der Bromberger Blutsonntag

Die deutsche Volksgruppe in Polen

Das Deutschtum in Kongreßpolen

Deutschtum in Not: Polen

Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges

Der Marsch nach Lowitsch

Die polnische Presse im Kampf gegen die deutsche Volksgruppe in Posen und Westpreußen

Der Tod in Polen: Die volksdeutsche Passion

Volksdeutsche Soldaten unter Polens Fahnen:
Tatsachenberichte von der anderen Front aus dem Feldzug der 18 Tage